Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Böse kleine Elena

Band 825 ● 2,00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16

Frankreich F 0,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250





Böse kleine Elena

John Sinclair Nr. 825

von Jason Dark

erschienen am 26.04.1994

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Böse kleine Elena

Der Mann mit dem Spitzbart saß Harry Stahl gegenüber und lächelte wissend. »Sie trauen sich also zu, mein Problem zu lösen?«

»Nun, ich denke schon«, antwortete Harry Stahl.

Der Mann deutete auf den Totenschädel, der zwischen ihnen lag. »Los, legen Sie Ihre Hand auf den Kopf.«

»Warum?«

»Fassen Sie ihn an!« Harry tat es. Der Schädel schrie gellend auf!

Wie von einem Peitschenschlag erwischt, zuckte die Hand des Detektivs und ehemaligen Kommissars wieder zurück. Harry Stahl war totenbleich geworden. Die Adern an seinen Schläfen waren angeschwollen. Sie schimmerten wie dünne blaue Stränge, die ein Muster bis zu den Augen hin zeichneten.

Stahl drehte die Hand herum. Er schaute auf die Innenseite. Er rechnete mit dem Schlimmsten, auch mit Verbrennungen, aber da war nichts zu sehen. Kein Fleck, deine Brandstelle, überhaupt keine Veränderung der Haut. Trotzdem hatte Harry den Schrei gehört und gleichzeitig ein leichtes Brennen an seiner Hand gespürt. Letzteres war aber nicht so prägnant gewesen wie ein Schrei.

Harry Stahl ließ sich zurückfallen. Er räusperte sich, suchte dabei nach Worten und fragte sich, ob es tatsächlich der Schädel gewesen war, der den Schrei abgegeben hatte. Vorstellen konnte er es sich nicht, aber einem Irrtum war er auch nicht verfallen.

Oder hatte der Mann geschrieen, um ihn zu erschrecken?

Sehr bedächtig hob der ehemalige Kommissar den Kopf und blickte über den Schreibtisch hinweg auf seinen Besucher, der gleichzeitig auch sein Klient war.

Seit einigen Wochen besaß Harry Stahl ein kleines Büro in der Leipziger Innenstadt. Er war im Handelsregister als Privatdetektiv eingetragen und hatte bereits seine ersten Fälle hinter sich. Durch seinen Kontakt zu den ehemaligen Kollegen war ihm dies gelungen, denn sie standen voll auf seiner Seite, nicht auf der des Gerichts, das ihm eine fahrlässige Tötung in die Schuhe geschoben hatte.

Schlecht ging es ihm nicht, aber auch licht gut. Er hatte nur kleine Fälle bearbeitet, keine großen Sachen, aber Harry hatte nicht aufgegeben und seine Anzeige in den Zeitungen textlich verändert. Er hatte sich als ein Mann angeboten, der auf alles spezialisiert war und sich vor allen Dingen mit unheimlichen Phänomen beschäftigte und diese auch zu lösen in der Lage war.

Das hier war ein unheimliches Phänomen.

Der Kunde Wilbur Scott ließ ihn zunächst in Ruhe. Das Schweigen lastete zwischen ihnen. Obwohl die Fenster geschlossen waren, drang der Verkehrslärm von draußen herein. Hier in der City war einiges los, und wenn Harry aus dem Fenster schaute, konnte er den größten Hotelbau, das Merkur, sehen.

»Nun?« fragte Scott.

Stahl schaute sich den Mann an. Er war ziemlich klein, hatte ein rundes Gesicht, wirkte aber nicht gemütlich. Das mochte an seinem grauen Spitzbart liegen, der das Kinn umwuchs und aussah wie flatteriger Schaum. Die dicken Lippen ließen auf einen Genießer schließen, die Augen wirkten klein und verkniffen, blickten aber sehr klar. Dieser Mann wusste genau, was er wollte. Er hatte sein Haar

zurückgekämmt, so wirkte seine Stirn höher, als sie tatsächlich war. Als er grinste, blitzte ein Goldzahn in seinem oberen Kiefer.

»Haben Sie geschrieen?« fragte Harry-Scott lehnte sich zurück. Er lachte kichernd, was dem Detektiv nicht gefiel. Es passte einfach nicht zu diesem Mann. »Nein«, sagte Scott, als er sich wieder vorbeugte. »Ich habe es nicht getan. Es war der Schädel, der den Schrei ausgestoßen hat.«

»Aha, der Schädel.«

»Glauben Sie mir nicht?«

»Es fällt mir schwer.«

Scott verzog die Lippen. »Hören Sie, Mr. Stahl. Ich bin Engländer, die Spur hat mich nach Germany geführt. Da lese ich Ihre Anzeige, in der Sie sich als Mann vorstellen, dem die großen unerklärlichen Probleme nicht fremd sind. Die unheimlichen Phänomene, zum Beispiel. Ich weiß nicht, wie weit Ihre Erfahrungen reichen und wie viele Fälle Sie bisher gelöst haben, aber ich kann Ihnen sagen, dass Sie ein derartiges Phänomen vor sich sehen. Es steht zwischen uns auf dem Tisch. Es ist der Schädel, der geschrieen hat.« Scott streckte den Arm aus und krümmte den Zeigefinger.

Damit klopfte er gegen den schmutziggelben Totenkopf und verursachte ein hohl klingendes Geräusch, aber keinen Schrei, wie dies bei Harry Stahls Berührung passiert war.

»Ich habe einen Schrei gehört.«

»Es war der Schädel, glauben Sie mir.«

»Gut.« Harry nickte. »Nehmen wir es einmal so hin. Dann frage ich mich, weshalb er geschrieen hat.«

Scott hob seine dünnen Brauen. »Tja, mein lieber Mr. Stahl, das ist eben das Problem. Ich weiß es nicht genau. Hätte ich sonst Sie aufgesucht?«

»Es war doch nur ein Zufall, dass Sie meine Annonce gelesen haben, oder?«

»Ja, das kann man sagen. Ich hatte mir vorgenommen, der Spur allein zu folgen, bis ich von Ihnen las. Da hatte ich die Idee, Sie aufzusuchen. Sie haben selbst erlebt, dass der Schädel geschrieen hat. Ist das nicht ein Phänomen? Es passt doch genau zu dem Text, den Sie in Ihrer Annonce schrieben.«

Harry nickte. »Irgendwie schon«, gab er zu. »Jetzt soll ich herausfinden, aus welchem Grund der Schädel geschrieen hat?«

»Nein!«

Stahl war überrascht. Dieses plötzliche Nein hatte ihn kalt erwischt. Er musste wohl ein ziemlich dummes Gesicht gezogen haben, denn sein Besucher fing an zu lachen. »Das sollen Sie nicht herausfinden. Wenn Sie den eigentlichen Fall gelöst haben, dann werden Sie auch wissen, weshalb der Schädel so reagierte.«

Stahl runzelte die Stirn. Er wollte nicht zugeben, dass er durcheinander war, aber es stimmte. Er konnte im Moment mit diesen Ausführungen nichts anfangen. »Entschuldigen Sie, Mr. Scott, ich denke, dass Sie da etwas zu viel von mir verlangen. So ganz kann ich Ihnen nicht folgen.«

»Kann ich mir denken. Bevor ich Ihnen mehr erzähle, beantworten Sie mir bitte eine Frage.«

»Gut.«

»Sind Sie bereit, den Fall zu übernehmen, wie auch immer er sich entwickelt?«

Stahl lächelte. »Ohne weitere Informationen, mein Lieber?«

»Sie können ablehnen. Dann stehe ich auf, nehme den Schädel mit und verschwinde wieder. Sie vergessen alles, was Sie hier erlebt haben. Ist das ein Wort?« Er traf schon Anstalten, aufzustehen, aber Harry wehrte ab.

»Ich nehme mir eine Bedenkzeit.«

»Rufen Sie mich dann im Hotel an?«

»Keine Sorge, so lange wird es nicht dauern. Sie können ruhig sitzen bleiben.«

»Okay, ich warte.«

Harry Stahl steckte in einer Zwickmühle. Was er hier mit diesem Totenschädel erlebt hatte, das war unglaublich, falls er nicht auf einen Trick hereingefallen war. Er dachte darüber nach, wohin das alles führen könnte.

Wenn er sich seine finanzielle Lage vor Augen hielt, hätte er über jeden Auftrag dankbar sein müssen, auch wenn er ihn mitten in die Hölle führte.

Hier sah es so aus, als hätte er eine verdammt harte Nuss zu knacken, und eigentlich war dieser Fall nicht nur etwas für ihn, sondern auch für seinen englischen Freund, den Geisterjäger John Sinclair. Wilbur Scott war Engländer, der hätte sich auch an ihn wenden können.

Harry dachte an seinen Kontostand.

Der ging allmählich auf Null zu. Viel Geld lag nicht mehr auf der hohen Kante. Wenn er es richtig überlegte, würde er noch zwei, drei Wochen über die Runden kommen, danach sah es böse aus. Darauf, dass ihm seine ehemaligen Kollegen hin und wieder kleine Fälle verschafften, konnte er sich nicht verlassen. Im Prinzip brauchte er den Job verdammt dringend.

»Nun, noch nicht klar?«

»Im Prinzip schon.«

Scott grinste breit. »Na, das ist doch ein Wort.«

»Bevor ich zusage: Könnten wir uns über das Honorar einig werden, Mr. Scott?«

Der Mann lachte. »Aber sicher doch. Das ist kein Problem. Ich habe

mir gedacht, dass gute Arbeit auch einen guten Lohn wert ist. Ich zahle Ihnen fünftausend Mark an Honorar und zweitausend Mark als Spesenvorschuss. Über die Abschlussprämie in doppelter Höhe können wir reden, wenn Sie es geschafft haben.«

Harry Stahl blieb sitzen und hoffte, dass der andere ihm die Überraschung nicht ansah. Das war ein verdammt gutes Honorar, auch die Spesen ließen sich hören. Es war die Summe, die er praktisch brauchte, um über den Berg zu kommen.

»Nun? Zu wenig?«

»Ich…«

»Gut, ich erhöhe auf Siebentausend. Aber damit sollten Sie sich einverstanden erklären.«

Stahl nickte. Es ließ sich nicht vermeiden, dass dünne Schweißtropfen auf seiner Stirn schimmerten.

»Einverstanden?«

»Ja!«

Wilbur Scott lachte auf, bevor er in die Hände klatschte. »Na, wenn das kein Wort ist. Ich hörte, dass Sie mal Polizist gewesen sind. Ich mag Polizisten, wenn sie nicht bestechlich sind.« Er sprach so, dass Stahl es ihm nicht glaubte. »Ein guter Preis. Siebentausend.« Der Engländer nickte und holte seine Brieftasche hervor. Er zählte die Scheine auf den Tisch und legte noch drei dazu, denn er hatte auch die Spesen erhöht. Bevor er das Geld auf Stahls Seite schob, legte er seine Hand darauf. »Ich möchte mit Ihnen allerdings keinen offiziellen Vertrag abschließen. Geht das?«

Harry dachte daran, dass ihm Geld fehlte. In diesem Fall war ihm alles egal. »Ja, das lässt sich machen.«

»Fantastisch.«

Sekunden später hatte Harry das Geld in seiner Jackentasche verschwinden lassen. Jetzt hatte er einen Fall, aber worum es ging, wusste er immer noch nicht.

»Könnten wir jetzt zur Sache kommen?« fragte er.

»Gern, Herr Stahl. Wie gesagt, dieser Schädel ist für mich immens wichtig. Aber ich möchte nicht nur ihn, ich möchte auch, dass Sie jemanden finden, die zu diesem Schädel passt.«

Stahl war wieder voll dabei. »Und wen?«

»Elena, meine Tochter!«

***

Harry Stahl sagte nichts. Er stand auf und ging auf einen schmalen Wandschrank zu. Aus ihm holte er eine Flasche und zwei Gläser. Whisky aus Schottland, ein Geschenk seines Freundes John Sinclair. Er dachte aber nicht an ihn, sondern an die zahlreichen amerikanischen Film-Detektive, die ebenfalls so reagierten, wenn sie überrascht waren

und eine Denkpause benötigten. Dann nahmen sie erst mal einen Schluck.

»Sie auch?« fragte Harry, als er die Gläser und die Flasche auf den Schreibtisch stellte.

»Nein, danke.« Die Antwort klang fast heiter.

»Sie gestatten, dass ich mir einen Whisky gönne?«

»Gern. Es gehört wohl dazu. Oder gibt es Privatdetektive, die nicht trinken?«

»Keine Ahnung. Die meisten werden es wohl lassen. Das passt nicht zu ihrem Job. Aber in diesem Fall brauche ich einfach einen Whisky.« Er schenkte ein. »Ich frage mich nämlich, ob Sie mich reingelegt haben, Mr. Scott.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Weil…« Harry trank, setzte sich und stellte das Glas ab. »Weil Sie zunächst mein Einverständnis haben wollten.«

»Das ist meine Art.«

»Und wenn ich ablehne? Jetzt noch?«

Der Engländer schaute Harry an. Seine Augen hatten sich plötzlich verändert. Sie glichen mit Eis gefüllten Kugeln. »Dann, mein lieber Harry Stahl«, sagte er flüsternd, »wäre ich sehr, sehr enttäuscht von Ihnen. Wirklich, sehr enttäuscht.«

Harry schaffte ein Lächeln. »Es liegt mir fern, einen Kunden zu enttäuschen, dennoch darf ich überrascht sein, denke ich.«

»Das dürfen Sie.«

»Gut, dann werde ich mal nachdenken.« Harry runzelte die Stirn. »Dieser Schädel hängt also mit Ihrer Tochter zusammen.«

»Ja.«

»Wo lebt sie?«

»Das ist bis vor einigen Minuten mein Problem gewesen, jetzt ist es das Ihre. Es wäre gut, wenn Sie meine Tochter finden würden.«

»Ach – sie ist verschwunden?«

»Richtig.«

»Und wohin?«

Scott hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Sie wollte einfach Europa kennen lernen, das ist alles. Nicht hier im Westen, sie hatte vor, in Richtung Osten zu fahren oder zu trampen.«

Harry musste einfach lachen, auch wenn es der Situation nicht angepasst war. »Das darf doch nicht wahr sein«, sagte er. »Wissen Sie überhaupt, Mr. Scott, wie groß Europa ist? Auch der Osten?«

»Das ist mir bekannt.«

»Dann könnte ich meinen, dass Sie mir etwas viel zutrauen. Vielleicht sogar zu viel.«

»Nein, das denke ich nicht. Ich weiß, wo sich meine Tochter aufgehalten hat oder wo sie zumindest hinwollte. Das habe ich Ihnen

alles aufgeschrieben. Durch diese schriftlichen Niederlegungen werden Sie keine zu großen Schwierigkeiten haben, die Spur aufzunehmen. Sie können den Weg meiner Tochter also relativ gut verfolgen.«

»Warum tun Sie das nicht?«

Scott lachte kratzig und schüttelte dabei den Kopf. »Ich wusste, dass Sie mir diese Frage stellen würden. Ich habe darauf auch eine Antwort. Wissen Sie, Herr Stahl, ich verstehe mich nicht sonderlich gut mit meiner Tochter. Ich möchte sie allerdings zurückhaben. Sie ist einfach verschwunden, was ich nicht akzeptieren kann. Ich bin ihr Vater, ich habe sie quasi großgezogen, nachdem ich mich von ihrer Mutter trennte, die dann Selbstmord beging. Jedenfalls hätte ich sie gern zurück.«

»Das ist legitim, das ist auch normal«, sagte Harry. »Nur verstehe ich nicht, was dieser hässliche Schädel dabei soll? Ein furchtbarer Kopf, der dazu noch schreit.«

»Er ist das Problem.«

»Und weiter?«

»Ich habe das Gefühl, dass er Sie zu meiner Tochter führen kann. Oder zu dem, was von ihr übrig geblieben ist.«

Harry beugte sich ruckartig vor. »Bitte? Was haben Sie da gesagt? Was von ihr übrig geblieben ist?«

»Ja. Sie müssen darauf gefasst sein, dass Sie von Elena nur den Körper finden. Dass es ihr Schädel ist, der zwischen uns steht. Dass sie im Tod keine Ruhe gefunden hat. Dass dieser Schädel deshalb schreit, eben durch ihren unruhigen Geist. Es ist nur eine Hypothese, aber Sie sind doch der Mann, der so etwas besser beurteilen kann, denke ich. Haben Sie nicht in Ihrer Annonce geschrieben, dass Sie sich auch um ganz spezielle Fälle kümmern?«

»Das stimmt.«

»Dieser ist speziell.«

»Moment mal«, sagte Harry, »und von vorn. Sie meinen also, dass dieser Totenschädel auf dem Tisch einmal der normale Kopf Ihrer Tochter gewesen ist?«

»Es wäre durchaus möglich.«

Harry wuselte mit beiden Händen sein Haar durch und verdrehte dabei die Augen. »Ich schnappe noch über, verdammt noch mal. Woher haben Sie diesen Kopf?«

»Ich fand ihn.«

»Das soll ich Ihnen glauben?«

»Man kann ihn mir auch zugeschickt haben.« Wieder grinste Scott, und bei diesem Grinsen hätte der Detektiv die Klamotten am liebsten schon wieder hingeschmissen. Aber das ging nicht. Nicht nur wegen des Geldes.

Plötzlich war der Jagdinstinkt in ihm erwacht. Er wollte zudem

herausfinden, ob man ihn reingelegt hatte oder ob er in der Lage war, den Fall zu lösen. Dass er sich auf einem sehr gefährlichen Gebiet bewegen würde, stand ebenfalls fest.

»Ich bleibe dabei.«

»Schön, Herr Stahl. Dann erhalten Sie von mir auch weitere Informationen, was die Reiseroute meiner Tochter angeht. Fahren Sie die Orte an und fragen sie dort nach. Irgendwo wird man sich bestimmt an Elena erinnern, denn sie ist im Gegensatz zu mir eine Schönheit.«

Ist auch keine Kunst. Das dachte Harry nur und schaute zu, wie der Mann seiner aufgeklappten Brieftasche ein Foto entnahm. Er schob es über den Tisch, Harry nahm es an sich und konnte sich ein anerkennendes Nicken nicht verkneifen.

Ja, diese Elena Scott war eine Schönheit, eine wilde Schönheit sogar.

Dunkles Haar, fast schwarze Augen und dunkle Brauen, die dicht über der Nasenwurzel zusammenwuchsen. Ein Gesicht mit hoch stehenden Wangenknochen, mit einem slawischen Einschlag. Da steckte Feuer drin.

»Ihre Mutter war eine Zigeunerin«, erklärte Scott. »Eine tolle Frau, fürwahr.«

»Aha.«

»Zum Glück hat Elena nicht die Schönheit des Vaters geerbt.« Wieder lachte er unecht.

Harry steckte das Bild ein. »Was immer sich auch hinter dem Fall verbirgt, ich muss also damit rechnen, dass ich nur den Torso Ihrer Tochter finde?«

»Ja.«

»Was geschieht, wenn das tatsächlich eintritt?«

»Sie brauchen sich dann keine Vorwürfe zu machen, dass Sie versagt haben. Ich möchte nur Gewissheit haben und meiner Tochter ein anständiges Grab geben.«

Harry deutete auf den Schädel. »Sie hätten ihn untersuchen lassen können, Mr. Scott. Dann hätten Sie herausgefunden, ob es sich dabei um den Schädel Ihrer Tochter handelt. Oder liege ich da falsch?«

»Im Prinzip wohl nicht.«

»Warum taten Sie es nicht?«

»Sagen wir so: Ich fürchtete mich davor.«

Das glaubte Harry ihm nicht, er behielt es aber für sich und sagte nur:

»Und jetzt meldet sich der Totenschädel hin und wieder durch irgendwelche Schreie.«

»Darauf läuft es hinaus.«

»Und weil er schreit, denken Sie daran, dass Ihre Tochter Elena gestorben ist?«

»Sie denken mit, Herr Stahl.«
Harry hätte sich am liebsten die Haare gerauft und gleichzeitig sein Gegenüber geschüttelt, bis er die Wahrheit aus ihm hervorgebracht hatte. Er glaubte schon jetzt, dass er für eine ganz große und auch dämonisch-gefährliche Sache missbraucht wurde, aber das sagte er nicht laut, denn gleichzeitig war die Neugierde in ihm erwacht, und er spürte zudem das Jagdfieber noch brennender in sich aufsteigen.
»Schön, dann wären wir uns einig, Herr Stahl.«
»Wie erreiche ich Sie, wenn ich Erfolg gehabt habe?«
»Ich gebe Ihnen meine Telefonnummer. In den nächsten Tagen bleibe ich hier in Leipzig. Ich habe noch einige Geschäfte zu erledigen. Ansonsten können Sie mich in London erreichen.« Er reichte dem Detektiv eine Visitenkarte. Die Telefonnummer des Hotels hatte er ebenfalls darauf notiert.
»Vergessen Sie nicht, dass der Schädel wichtig ist. Nehmen Sie ihn mit, bitte.«
»Keine Sorge.«
Scott erhob sich. »Tja«, sagte er, als er sein Jackett glatt strich, »dann bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als Ihnen viel Erfolg zu wünschen.«
»Danke.«
Wilbur Scott ging ohne einen Handschlag. Er ließ einen sehr nachdenklichen Harry Stahl zurück, der zwar das Gewicht der Scheine in seiner Innentasche spürte, aber weit davon entfernt war, loszujubeln. Er hatte das Gefühl, mit beiden Beinen schon in der Hölle zu stehen und langsam immer tiefer zu sacken.
Der Schädel stand auf seinem Schreibtisch. Er glotzte ihn an, und Harry zwinkerte.
Hatten ihn Augen angeschaut, oder hatte er nur in die leeren Höhlen geblickt?
Plötzlich war er durcheinander, ging einen Schritt zurück und trank sein Glas leer.

***

In seinen Aktenkoffer hatte der Schädel nicht hineingepasst, deshalb hatte Harry ihn in eine Tüte gepackt und ihn so zu seiner Wohnung getragen.
Die Dämmerung hatte sich mittlerweile über die Stadt gelegt.
Harry lebte in einer kleine Wohnung am Rande der Innenstadt. Plattenbauten oder Honni-Käfige waren diese Häuser früher genannt worden.
Man ging allmählich dazu über, sie zu renovieren, fand oft genug Asbest und andere umweltgefährdende Mittel, und es würde noch viele Jahre dauern, um die Schäden der sozialistischen Ära zu

beseitigen.

Harry hatte sich damit abgefunden. Solange er noch nicht groß verdiente, war er froh darüber, die Wohnung zu haben, auch wenn sie klein war, doch als Junggeselle brauchte er nicht viel. Ein etwas größeres Zimmer, ein kleines Bad, eine winzige Küche – das war alles. Der große Raum diente ihm als Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer in einem. Vor das Fenster hatte er den Schreibtisch gestellt, und da die Wohnung ziemlich hoch lag, schaute er in den Himmel über Leipzig.

Er nahm allmählich eine immer dunklere Farbe an. Blaue und graue Schatten krochen heran. Dazwischen hielten sich noch hellere Reste, aber auch sie würden bald verschwunden sein, sodass der Himmel dann wieder eine schwarze Fläche bildete.

Harry hatte sich eine Kanne Kaffee gekocht. Im Kühlschrank fand er nichts mehr, womit er seinen Hunger stillen konnte. Eine Pizza wollte er nicht auftauen, eine Dose mit Fisch war an diesem Abend für ihn auch nicht das Richtige, und so entschied er sich dafür, die Spesen anzubrechen und sich ein Essen zu gönnen.

Nicht weit entfernt gab es mehrere Lokale. Keine tollen Restaurants, aber man wurde satt. Große Ansprüche stellte Harry da nicht. In einem Lokal kannte man ihn, und einige Gäste gingen noch immer davon aus, dass er bei der Polizei arbeitete. Sie hatten die Zeitungen damals nicht gelesen, die sich mit seinem Fall beschäftigt hatten, was Harry als Vorteil ansah, denn er wurde mit einem gewissen Respekt behandelt.

Bevor er ging, packte er noch den Zettel ein, er ihm von Wilbur Scott mitgegeben worden war. Auf ihm waren die Orte notiert, die Elena Scott auf ihrer Reise hatte anfahren wollen. Um diese Frau oder zumindest deren kopflosen Körper zu finden, würde er sich auf die gleiche Reise begeben müssen.

Das Lokal war ziemlich voll. Die Gesichter in Nähe der Theke verschwanden hinter dichten Rauchschwaden. Die Gäste waren meist Leute aus der Umgebung, die über Gott und die Welt diskutierten, zumeist aber über die miese wirtschaftliche Lage, die besonders den Osten Deutschlands voll getroffen hatte.

Harry fand noch einen freien Tisch. Wie immer schaute er in die Karte, und wie so oft wählte er ein Gericht aus, für das er die Karte nicht einmal hätte aufzuschlagen brauchen. Eine doppelte Portion Gulaschsuppe, dazu zwei Brötchen und ein großes Radeberger Bier. Die Bedienung, eine ältere Frau aus Harrys Haus, begrüßte ihn freundlich, merkte aber sehr bald, dass der Mann keine Lust hatte auf ein Gespräch, und brachte zunächst das Bier.

Harry kümmerte sich bereits um die Liste. Er wollte herausfinden, welchen Weg Elena Scott genommen hatte, falls sie überhaupt weit gekommen war. Sie war tatsächlich im Osten geblieben und in die

Tschechische Republik gefahren. Danach hatte sie in die Slowakei gewollt, anschließend war Ungarn an der Reihe, und den Abschluss hatte Rumänien bilden sollen, bis hinunter nach Kronstadt.

Harry überlegte. Hin und wieder nahm er einen Schluck. Es war ein verdammt weiter Weg und für eine Frau wie Elena sicherlich kein ungefährlicher, wenn sie allein reiste.

Allerdings fragte er sich, was sie in den Orten gesucht haben könnte, denn geschichtlich waren sie nicht interessant. Es waren nur mehr bedeutungslose Dörfer auf dem Lande und bestimmt nicht von allgemeinem Interesse.

Stahl runzelte die Stirn. Er trank das Bier in kleinen Schlucken. Wieder dachte er an den Schädel, der so geschrieen hatte, als er berührt worden war. Dass da eine ganze Menge nicht stimmte, lag auf der Hand, und wenn er ehrlich war, fühlte er sich mit diesem ersten großen Fall sogar überfordert.

Seine Dienstwaffe hatte er abgeben müssen. Aber die andere war ihm geblieben. Eine mit geweihten Silberkugeln geladene Pistole, darauf hatte damals sein Freund John Sinclair gedrängt, und sie hatte ihm auch wertvolle Dienste erwiesen.

An den Geisterjäger aus London dachte Harry, als er die Gulaschsuppe aß. Dieser Fall bewegte sich haargenau in eine Richtung, die eigentlich John Sinclair hätte interessieren müssen, und Harry überlegte, ob er ihm nicht Bescheid geben sollte. Schließlich war sein Auftraggeber Engländer, möglicherweise sogar bekannt, denn so recht traute Harry ihm nicht über den Weg.

Dieser Mann hatte längst nicht alles gesagt. Stahl war sicher, dass er einige wichtige Dinge verschwiegen hatte. Er konnte sich auch vorstellen, dass Scott sein eigenes Süppchen kochte und Harry nur als Mittel zum Zweck benutzte.

Wenn er das alles in Betracht zog, konnte er über seinen ersten großen Auftrag nicht gerade glücklich sein. Er spürte sogar den leichten Druck im Magen und schaffte es an diesem Abend nicht, die Suppe auszulöffeln. Zu viel störte ihn.

Auch ein Brötchen ließ er liegen, als er den Teller zurückschob. Dafür bestellte er sich ein zweites Bier, das sehr schnell gebracht wurde. Die Bedienung war enttäuscht, als sie abräumte. »Hat es Ihnen nicht gemundet, Herr Stahl?«

»Doch, aber der Hunger war nicht so groß.«

»Probleme?«

»Das kann man sagen.«

»Die haben wir leider alle«, stöhnte die Frau und verschwand mit dem klappernden Geschirr.

Harry Stahl blieb noch eine halbe Stunde im Lokal. Er machte sich einige Notizen, stand dann auf, zahlte an der Theke und ging. In der

kühlen Nachtluft fühlte er sich wohler. Der Südostwind wehte gegen ihn und vertrieb den Geruch aus seiner Kleidung, die noch sehr nach Rauch und Kneipe stank. Bis zu dem Plattenbau hatte er nicht weit zu gehen. Die Hände hatte er in den Hosentaschen vergraben, als er über den Gehweg schritt, von dem er abbiegen musste, um in die Siedlung zu gelangen. Vor einigen Jahren waren hier Bäume gepflanzt worden, sodass es vor und zwischen den Häusern einige Grünflächen gab, die auch bei Sonnenschein schmutzig wirkten und von denen jetzt in der Dunkelheit Gefahr ausging. Oft genug hielten sich hier einige Banden auf, die sich zumeist aus arbeitslosen Jugendlichen zusammensetzten. Es hatte schon Erpressungen und Überfälle gegeben, aber Harry war bisher noch nicht angegriffen worden.

Plötzlich trat ihm ein Mann entgegen.

Wie aus dem Nichts war er erschienen. Der Mann war kleiner als Harry.

Er trug einen langen Mantel, einen Hut und roch nach Knoblauch. »He, Sie sind doch Harry?«

»Wieso?«

Der Mann lachte, ging auf Stahl zu uns passierte ihn. Als sich der Detektiv umdrehte, drohte ihm der Kleinere mit dem Zeigefinger. Er fügte diese Drohung auch die entsprechenden Wörter hinzu. »Bleib lieber hier, Harry.«

»Wieso, was ist…?«

»Lass Elena Scott in Ruhe…«

Harry holte tief Luft. »Hören Sie mal, ich werde nur das tun, was ich für richtig halte.«

»Bleiben Sie in Leipzig.«

Es waren die letzten Worte, die Harry hörte. Bevor er den Mann aufhalten konnte, hatte sich dieser zur Seite gedreht und rannte wieselflink davon.

Er verschwand im Schmutz der Grünfläche und taucht auch nicht mehr auf. Harry fühlte sich auf den Arm genommen. Aber er hatte die Warnung durchaus verstanden. Harry war eben zu stark in Gedanken versunken gewesen, sonst hätte er sicher anders reagiert.

»Mist!« fluchte der Detektiv und spürte, wie sich seine Kopfhaut zusammenzog. Da hatte jemand ein unsichtbares Netz ausgeworfen, das dicht über seinem Kopf hing und dafür sorgte, dass ihm eine Gänsehaut über den Rücken lief und ein beklemmendes Gefühl zurückblieb.

Harry Stahl überlegte, ob ihm der Kerl schon einmal über den Weg gelaufen war. Das hätte so sein können, musste aber nicht, zudem war es ihm nicht möglich gewesen, das Gesicht des Fremden genau zu erkennen, weil es zu sehr im Schatten der Hutkrempe verborgen gewesen war. Nun ja, ein Freund war dieser Typ sicherlich nicht, und

für Harry stand fest, dass er schon jetzt einen Gegner hatte.

Der Fall wurde, kaum dass er richtig begonnen hatte, immer mysteriöser.

Wenig später hatte er den Flur des Hauses betreten, wo drei Jugendliche auf dem Boden hockten, sich an die Wand gelehnt und ihre Beine ausgestreckt hatten.

Harry ließ sich nicht provozieren. Er stieg über die Beine hinweg und betrat den Lift. Um die Bemerkungen der Knaben kümmerte er sich nicht.

Er fuhr zu seiner Wohnung.

Die kahlen Flure hätten auch zu einem Gefängnis gepasst, und manchmal fühlte sich Harry hier auch wie eingeschlossen. In seiner Wohnung empfing ihn nur die düstere Leere. Eine Lampe hatte er brennen lassen. Sie stand auf dem Schreibtisch, und ihr Licht fiel auf den Totenschädel und verwandelte die gelblich schimmernde Kopfplatte in einen Spiegel. Sehr nachdenklich blieb der Detektiv neben dem Schreibtisch und damit vor dem Schädel stehen.

Er war versucht, ihn zu berühren, seine Hand zuckte auch vor, er zog sie jedoch wieder zurück, weil er sich plötzlich vor einer unkontrollierten Reaktion fürchtete.

Er hatte sich vorgenommen, die Reise am nächsten Tag zu starten. Sie würde lang und beschwerlich werden. Er brauchte Kraft und Kondition.

Im Wohnraum schlief er auch. Da brauchte er nur die Couch auszuziehen. Harry zog sich aus, holte noch eine Flasche Bier ans Bett und schaltete die Stehleuchte ein, deren Licht in Kopfhöhe auf das Bett fiel und ideal war, um ein Buch zu lesen.

Das tat Harry nicht.

Stattdessen studierte er die Straßenkarte, weil er wissen wollte, welche Strecke er nehmen musste. Mit einem Kugelschreiber zeichnete er sie ein.

Es war für ihn nicht einfach, die Orte auf der Karte zu finden, die er anfahren musste. Sie waren sehr klein, aber mit viel Geduld stellte er sich die Route zusammen.

Eine Woche würde er schon rechnen müssen, wenn alles glatt ging, aber daran wollte er nicht glauben. Dass die Flasche leer war, hatte er kaum bemerkt. Zudem hielt ihn die Müdigkeit gepackt. Die Natur forderte ihr Recht, Harry Stahl sank zurück auf das Kopfkissen und schlief noch in derselben Minute ein…

***

In der Nacht wurde er wach!

Harry wusste nicht, was ihn geweckt hatte, aber er setzte sich ruckartig auf.

Dunkelheit erfüllte den Raum. Er konnte sich nicht daran erinnern, die Lampe ausgeschaltet zu haben, aber sie brannte nicht mehr. Auch von draußen drang kein heller Lichtschimmer in die dichte Finsternis.

Er schaute auf die Uhr mit dem Leuchtzifferblatt.

Mitternacht war vorbei. Der neue Tag hatte also begonnen. In der Wohnung war es still, im Haus ebenfalls, und so gab es eigentlich nichts, was ihn aus dem Schlaf hätte reißen können.

Warum saß er jetzt hellwach im Bett? Dazu in einer Haltung wie jemand, der vermutete, dass ein Einbrecher durch die Wohnung schlich, und nun darauf wartete, dass dieser Dieb das Zimmer betrat.

Seiner Schätzung nach war ungefähr eine Minute verstrichen, in der sich nichts getan hatte, und Harry hätte sich eigentlich wieder hinlegen können.

Das tat er nicht. Er schlief nicht weiter, sondern schlug die Bettdecke zurück, und stand auf.

Das Fenster sah aus, als wäre ein rechteckiges Stück aus der Dunkelheit herausgeschnitten worden. Dahinter lag ebenfalls die Finsternis der Nacht.

Er entdeckte auch keine Bewegung jenseits der Scheibe. Er spürte nur einen leichten pochenden Druck hinter seinen Schläfen, als wäre jemand dabei, ihm eine Nachricht zuzumorsen, was natürlich Unsinn war, aber er empfand es ebenso.

Harry Stahl ging auf das Fenster zu. Er brauchte kein Licht. Zudem war es in der Wohnung nicht so unordentlich, als dass er über ein Hindernis hätte stolpern können.

Vor dem Schreibtisch blieb er stehen, senkte den Blick und sah den schimmernden Schädel noch immer an derselben Stelle stehen. Der Totenkopf gab einen leichten Glanz ab, er war auch in der Dunkelheit nicht zu übersehen, also hatte er mit seinem plötzlichen Wachwerden auch nichts zu tun. An schwere, albtraumhafte Träume konnte sich Harry ebenfalls nicht erinnern.

Was, zum Henker, war es dann gewesen?

Plötzlich hatte Harry den Eindruck, von irgendeiner Sache gestört zu werden. Er überlegte fieberhaft, was es sein konnte, und schaute sich um, ohne eine Lösung zu finden.

Das Gefühl der Störung, einer Veränderung aber blieb.

Auf einmal wusste er Bescheid.

Es war doch der Totenschädel!

Wie zufällig hatte er seinen Blick gesenkt. Der Schädel stand zwar noch an derselben Stelle, er hatte sich trotzdem verändert, denn er war gedreht worden, sodass sein »Gesicht« zum Fenster zeigte. Und Harry erinnerte sich haargenau daran, dies vor dem Schlafengehen nicht getan zu haben. Er hatte den Totenschädel nicht einmal berührt. Da er eine andere Position eingenommen hatte, gab es dafür nur zwei

Erklärungen. Jemand war in die Wohnung eingedrungen und hatte mit ihm gespielt, oder der Schädel hatte sich von allein bewegt.

Eine Möglichkeit, die Harry nicht von der Hand weisen wollte, denn schließlich hatte der Totenkopf auch geschrieen.

Er lebte also, oder…?

Stahl war etwas durcheinander, er brauchte einige Sekunden, um sich wieder zu fangen. Es war nicht viel geschehen, nur eine kurze Drehung des Schädels, doch im Vergleich zu den Dingen, die ihm im Laufe des vergangenen Tages widerfahren waren, hatte diese Veränderung schon seine Bedeutung, und er merkte, wie etwas in ihm hochkroch, das er ohne weiteres mit dem Begriff Furcht umschrieb.

Etwas belauerte ihn. Etwas hockte in der dichten, schattigen Dunkelheit des Zimmers, aber es zeigte sich nicht.

Für ihn war einzig und allein der Schädel wichtig. In ihm musste das Rätsel des gesamten Falls verborgen sein, von dem er nicht einmal den Anfang kann.

Er war gedreht worden. Okay, das stand fest. Was also lag näher, ihn wieder in seine ursprüngliche Lage zu bringen. Man brauchte ihn nur anzufassen und herumzudrehen.

Harry streckte seine Hände der kahlen Platte entgegen. Er wollte ihn von zwei Seiten anfassen und rechnete sogar damit, wieder diesen hellen Schrei zu hören. Aber diesmal konnte er seine Hände auf die glatte Knochenplatte legen, ohne dass etwas geschah.

Kein Schrei erschreckte ihn, und das Material selbst veränderte sich ebenfalls nicht. Glatt und kühl lag es unter seiner Haut.

Erleichtert atmete Harry auf. Möglicherweise hatte er sich doch geirrt.

Bestimmt sogar war er es gewesen, der den Schädel vor dem Niederlegen gedreht hatte. Das alles war ihm nur nicht mehr in Erinnerung geblieben, und jetzt hatte er…

Ein dumpf klingender Schrei drang aus seinem Mund, denn sein Blick war auf den Schädel gefallen. Auf die Vorderseite, wo einmal ein normales Gesicht gewesen war.

Nun nicht mehr.

Aber da waren plötzlich die Augen.

Keine leere Totenhöhlen.

Schwarze, geheimnisvolle Augen, erfüllt von einem unheimlichen Leben, schauten ihn an.

Ja, der Schädel lebte!

Harry ließ ihn los, sprang dabei zurück und stieß einen Stuhl um. Das Poltern störte ihn nicht, sein Blick galt einzig und allein diesem verfluchten, gelblich schimmernden Knochenkopf, in dem sich jetzt die Augen bewegten, als wollten ihm die dunklen Pupillen einen Gruß zusenden.

Es dauerte seine Zeit, bis sich der Mann wieder gefangen hatte, und dann wollte er trotzdem nicht daran glauben, denn dieser Schädel war einfach zu unheimlich und auch unerklärbar.

»Such mich – suche mich…«

Das Wispern der fremden Stimme erfüllte ihn mit einem Schauder. Sein Hals war trocken geworden. Die Stimme war aus dem Maul des Schädels gedrungen und sorgte dafür, dass sich seine Angst noch mehr verdichtete.

Hier lauerte jemand, der mit seinen Gefühlen spielte, der an ihn heranwollte, um schließlich…

Seine Gedanken brachen ab. Am liebsten hätte er sich einen Hammer besorgt, um den Schädel zu zertrümmern. Ob ihm das allerdings gelungen wäre, blieb fraglich. Er traute ihm alles zu, denn sicher war er stärker als Menschen.

Hatte er sich den Teufel in veränderter Form in seine Wohnung geholt?

Jedenfalls hatte er einen Auftrag angenommen, der ihm plötzlich nicht mehr schmeckte. Er wollte auch den Schädel nicht mehr haben, schaltete das Licht ein und fühlte sich etwas wohler.

Er wollte den Schädel nicht mehr haben. Sollte sich doch dieser verdammte Wilbur Scott darum kümmern. Zum Glück hatte er ihm die Telefonnummer aufgeschrieben.

In der Jackentasche fand Harry die Visitenkarte. Er flüsterte die Telefonnummer vor sich hin, als er die Zahlenkombination eintippte. Auch wenn es nach Mitternacht war, in diesem Fall spielte das keine Rolle. Scott würde, nein, er musste einfach herkommen und sich selbst um dieses verdammte Ding kümmern.

Als sich eine munter klingende Frauenstimme meldete, hatte sich Harry wieder so weit unter Kontrolle, dass er normal reden konnte. »Ja, guten Morgen, ich hätte gern einen Mr. Wilbur Scott gesprochen. Können Sie mich mit ihm verbinden?«

»Wissen Sie, welche Zimmernummer Mr. Scott hat?«

»Das weiß ich leider nicht.«

»Einen Moment Geduld, bitte.«

»Natürlich.« Harry war nervös. Er trommelte mit den Fingerkuppen auf das Gehäuse des Apparats und wartete voller Ungeduld auf die Verbindung, die zunächst einmal nicht erfolgte. Den Schädel auf seinem Schreibtisch ließ er nicht aus den Augen, aber der rührte sich nicht. Es wurde ihm auch keine akustische Nachricht übermittelt, der Totenkopf blieb völlig normal und ruhig.

»Hören Sie…?«

»Ja, ich bin noch da.«

»Es tut mir Leid, aber ein Mr. Wilbur Scott ist in unserem Hotel nicht abgestiegen.«

Harry Stahl schnappte nach Luft. »Nicht?« ächzte er.
»So ist es. Ich habe selbst nachgeschaut, aber seinen Namen nirgends gefunden.«
Stahl stöhnte auf. »Das ist natürlich schlecht,« murmelte er. »Das ist sogar sehr schlecht. Haben Sie denn richtig nachgeschaut, meine Dame?«
»Darauf können Sie sich verlassen. Es ist auch kein Wilbur Scott avisiert worden.«
»Dann bedanke ich mich für Ihre Mühe.«
»Bitte sehr.«
Schwer atmend legte der Detektiv den Hörer auf. Mit diesem Tiefschlag hatte er beim besten Willen nicht gerechnet. Ihm war, als hätte man ihn in ein tiefes Loch gestoßen. Aber er hatte gleich gewusst, dass mit diesem Hundesohn einiges nicht in Ordnung war. Er hätte den Job nicht annehmen sollen. Was nutzte ihm das Geld, wenn er sich in akute Lebensgefahr begab?
Als er noch bei der Polizei gewesen war, hatte er anders darüber gedacht.
Da hatte ihm der große Apparat auch Rückendeckung gegeben, doch nun sah die Sache anders aus, ganz anders. Man hatte ihn aus dem Job gejagt, und er war zu einem Einzelgänger degradiert worden. Von den ehemaligen Kollegen, die damals über ihn gestanden hatten, durfte er keine Hilfe mehr erwarten, die würden ihn eiskalt abfahren lassen. Sie hatten es auch nicht gern gesehen, dass er sich als Privatdetektiv niedergelassen hatte. Er stand also allein, ganz allein.
Harry ging ins Bad, wobei sich seine Gedanken ständig um diesen einen Punkt drehten.
Oder stand er doch nicht allein?
Er runzelte die Stirn, als er das Licht einschaltete und sich im Spiegel anschaute.
Nein, es gab da noch eine Chance. Plötzlich lächelte er und sah sofort besser aus. Diese Chance hatte er auch als Kommissar einige Male genutzt.
Wenn ein Mann wie John Sinclair jemanden seinen Freund nannte – und das hatte er bei Harry Stahl getan –, würde dieser Mann auch für ihn in die Hölle springen, immer vorausgesetzt, es ging alles redlich zu. Das war bei Harry Stahl der Fall, und sein Freund John Sinclair wusste dies auch.
Deshalb verließ Harry das Bad, ging noch einmal zum Telefon und wählte diesmal eine Nummer in England…

***

Die Wolken hatten sich zu grauen Ballen verdichtet und waren so tief gesunken, dass selbst die Bäume an der Straße und der Wald an den

Hängen nicht mehr zu erkennen war. Hinzu kamen der feine Nieselregen, die feuchte Luft und die verdammte Autoschlange, in der Harry Stahl und ich steckten, denn die Beamten an der tschechisch-deutschen Grenze hatten es nicht sehr eilig.

Zum Glück steckten wir nicht innerhalb des Lkw-Staus, aber der andere reichte uns auch. Die Lastwagen hatten auf eine andere Spur fahren müssen und hatten diese restlos verstopft.

Im Moment hielten wir. Nicht einmal Stop and Go gab es. Harry Stahl kurbelte das Fenster seines Omega nach unten. Den Wagen hatte er sich gebraucht gekauft.

»Weißt du was, John, mich kann nichts mehr erschüttern. Auch dieser komische Stau nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil wir jetzt zusammen sind.«

Ich musste lachen. »Das klingt beinahe nach einer Liebeserklärung.«

»Sollte es aber nicht sein.«

»Glaube ich dir gern.«

Harry nickte. »Dennoch finde ich es toll von dir, dass du in London alles liegen und stehen lassen hast, um zu mir zu kommen.«

»Es fiel mir schwer genug, denn Sarah Goldwyn wollte eine Riesenfete geben, gewissermaßen ihre neue Geburt feiern, denn zusammen mit uns hat sie einiges erlebt und wäre beinahe von einem Vampir ins Reich der Untoten gezogen worden.«

»Was du natürlich verhindert hast.«

»Nicht nur ich, auch Jane und Suko haben kräftig mitgemischt. Aber das ist vergessen, vor uns liegt ein neues Problem.«

»Genau, und es wird nicht minder hart sein.«

Der Ansicht war ich ebenfalls, denn Harry hatte mich in den Fall eingeweiht. Viel hatte er mir nicht sagen können. Er hatte mir den Schädel gezeigt, der bei meiner Berührung keine Reaktion gezeigt hatte. Auf einen großen Test hatte ich verzichtet und ihm deshalb nicht mit meinem Kreuz in Kontakt gebracht.

Wir standen beide vor einem Rätsel, das wir mit der Fahrt in die osteuropäischen Länder lösen wollten. Ich war gespannt darauf, wie man sich im ersten Ort verhielt, den wir ansteuerten. Möglicherweise fanden wir dort eine Spur dieser Elena Scott. Oder einen kopflosen Körper.

Harry bewegte sich auf seinem Sitz. »Das geht nicht voran, verdammt.«

»Nur die Kühe.«

»Wir haben schon zu viel Zeit verloren.«

»Die holen wir wieder auf. Außerdem liegt Zalany nur ein paar Kilometer hinter der Grenze. Da werden wir uns von der Fahrt erholen.«

Harry grinste. Schnell wurde er wieder ernst. Er zeichnete mit dem rechten Zeigefinger den Lenkradring nach und fragte: »Hat dein Chef dich einfach so fliegen lassen?«

»Ja, warum nicht?«

»Zu mir?«

Ich hob die Schultern. »Was hat das denn mit dir zu tun?«

»Na ja, du weißt doch. Man hat mich gefeuert.«

Ich schaute ihn scharf an. »Zu unrecht, mein Freund. Und ich denke, dass der Fall noch nicht ausgestanden ist.«

»Wie meinst du?«

»Ich habe meine Aussage hinterlassen, und ich hoffe, dass man dich irgendwann wieder einstellt.«

Harry schüttelte den Kopf und sah etwas traurig aus. »Ich weiß nicht, John, da kennst du die deutschen Behörden schlecht. Die machen zwar unheimlich viele Fehler, das beweisen ihnen oft genug die Kontrollorgane, aber es passiert nichts. Wenn hier ein Beamter die Millionen verschleudert, feuert man ihn nicht, man stellt ihn auch nicht vor Gericht, nein, er bleibt auf seinem Stuhl kleben. Niemand aus dieser Gilde gibt einen Irrtum zu, das wird auch in meinem Fall so sein.«

»Gib die Hoffnung nicht auf.«

»Vielleicht will ich auch nicht.«

»Wie meinst du?«

»Kann ja sein, dass mir der neue Job mehr Spaß macht.«

Ich nickte. »Das ist natürlich möglich. Obwohl man als Privatdetektiv in der Regel keine großen Reichtümer erwerben kann. Es sei denn, du bekommst die ganz großen Fälle.«

»Nein, nicht einer wie ich.«

»Stell dein Licht nicht unter den Scheffel.«

»Keine Sorge, aber ich bin Realist.« Er hob die Schultern an. »Das ist mein erster heißer Job hier, seit ich die Polizei verlassen musste. Was vorher gelaufen ist, kannst du vergessen. Kinderkram. Aber hier bin ich gefordert.« Er musste über sich selbst lachen. »Was eine Annonce doch so alles bewirken kann.«

»Da hast du Recht.«

»Jedenfalls hat mich dieser Wilbur Scott reingelegt. Er wohnt nicht in Leipzig, aber er hat mir Geld gegeben, und ich habe das Gefühl, dass er mich oder jetzt uns als Mittel zum Zweck benutzen will.«

»Kannst du mir das genauer erklären?«

»Sicher. Ich will ihm die redlichen Absichten nicht einmal absprechen. Möglicherweise hat er mich tatsächlich nur engagiert, damit ich seine Tochter finde, wie auch immer und in welch einem Zustand.«

»Und was ist dann?«

»Weiß ich nicht, John«, gab Harry zu. »Jedenfalls müssen wir erst mal über der Grenze sein.« Er griff zum Zündschlüssel und stellte den Motor an, denn die Schlange vor uns hatte sich in Bewegung gesetzt. Im Schritttempo ging es weiter. Hin und wieder mussten wir noch stehen bleiben, dann aber erschienen aus dem Dunst die Anlagen des Grenzübergangs.

»Es wird nicht mehr soviel und so stark kontrolliert wie früher«, sagte der ehemalige Kommissar.

»Dennoch sollten sie den Schädel nicht finden.«

»Und auch nicht unsere Waffen.«

»Das versteht sich.«

Harry hatte an seiner Seite die Scheibe herabgedreht. Ein Grenzer näherte sich uns, bückte sich und sprach uns in deutscher Sprache an. Er verlangte die Ausweise.

Wir gaben sie ihm. Er schaute sie an, verglich die Bilder mit unseren Gesichtern und winkte uns durch.

»Na, also«, sagte der Detektiv, als wir weiterfuhren. »Hat alles geklappt.«

»Dann können wir uns ja auf Zalany konzentrieren.«

»Ich denke auch.«

Die Straße in die Tschechische Republik trug die Nummer Acht. Sie führte über Telpice in Richtung Prag, und von der Gegend her hatte sich nichts verändert. Noch immer hingen die Wolken tief, sie schleiften über den Boden, als wollten sie ihn küssen, und die Fahrbahn zeigte Mulden, Risse und Löcher. Über die rumpelte der Opel, und wir hatten manchmal das Gefühl, in einer Schaukel zu sitzen.

Vor Telpice drängte sich der Verkehr. Dann hatte es noch einen Unfall gegeben, sodass wir in einen Stau gerieten. Polizisten leiteten den Verkehr um. Über nasse, schlammige Feldwege ging es weiter, bis wir wieder auf der normalen Straße waren.

Ich war schon sehr früh in London gestartet, in Frankfurt umgestiegen und dann in Leipzig gelandet, wo mich Harry am Flughafen abgeholt hatte. Von dort aus waren wir sofort losgefahren und rollten nun in den späten Nachmittag hinein.

Auf der Straße bewegten sich zwei entgegenkommende Schlangen. Die einen mit grellen Scheinwerferaugen, die anderen mit verschwommenen Rückleuchten, die im rieselnden Regen wie breite Blutflecken schimmerten.

»Das ist genau der Himmel, der meiner Stimmung entspricht«, erklärte Harry.

»Warum?«

»Ich weiß es nicht. Aber dieser verdammte Fall lässt mich nicht los. Ich habe das Gefühl, als würde der Schädel, der unter dem Sitz

versteckt liegt, anfangen zu glühen und mir seine Botschaften wie Messerstiche ins Gehirn schicken.«

»Spürst du was?«

»Nein, ich bilde es mir ein. Die letzte Nacht war schlimm.« Er winkte ab.

»Egal, wir sind gleich am ersten Ziel auf unserer Liste.«

Das stimmte, denn an der rechten Seite tauchte ein Schild auf, auf dem der Name des Ortes stand.

Wir rollten in Zalany ein.

Die Straße führte nicht direkt in den Ort, sie umging ihn wesentlich, und so mussten wir abbiegen und fuhren über nasses, holpriges Kopfsteinpflaster in ein Dorf, das bei dieser trüben Witterung aussah, als wäre es von der übrigen Welt vergessen worden. Die Wolken drückten gegen die Hausdächer, und wir hatten den Eindruck, als wollten sie die Gebäude in die Erde hineinpressen.

Ein Hund rannte kläffend neben unserem Wagen her. Menschen schauten uns nach, aber nur wenige hielten sich auf der Straße auf, die meisten lagen in den Fenstern.

»Wohin jetzt?«

»In eine Kneipe.« Ich grinste Harry an. »Dort erfährt man immer, wann und wo etwas los ist. Ich kenne keinen Wirt, der nicht neugierig ist, und deine D-Mark ist hier mehr als begehrt.«

»Okay, geht klar. Eine Frage noch. Nehmen wir den Schädel mit, oder lassen wir ihn im Wagen?«

»Wir nehmen ihn mit.«

»Warum?«

»Sicherheitshalber.«

Die Antwort nahm Harry mir nicht ganz ab, er gab aber keinen weiteren Kommentar.

»Andererseits würde ich nicht gerade mit dem großen Hammer hineinschlagen. Es reicht, wenn wir den kleineren nehmen.«

»Was meinst du denn damit?«

»Ganz einfach, Harry. Wir haben doch das Bild mitgenommen. Das können wir präsentieren.«

»In Ordnung.«

Es war nicht leicht, eine Kneipe zu finden. Vielleicht bewegten wir uns auch in einer falschen Gegend. Die Häuser sahen ziemlich trist und verlassen aus, nur wenige Lichter unterbrachen den Dunst, aber als wir in eine andere Straße einbogen, wurde es besser, denn hier gab es mehr Leben.

Wir hatten so etwas wie die Hauptstraße von Zalany erreicht.

Neben einer Schlachterei stoppten wir. Das Gelände war von einem Gitter umgeben. Als wir ausstiegen, hörten wir das Brüllen der Tiere, die alles wollten, nur nicht den Tod. Ich schüttelte mich, als ich auf

die vom Dunst behangenen flachen Bauten schaute, in denen der Tod stets präsent war.

Wer die Gäste waren, die in dieser Kneipe verkehrten, lag auf der Hand: bestimmt die Arbeiter vom Schlachthof.

Der Omega holperte über einen kantigen Rinnstein hinweg, schaukelte noch nach und hielt dann.

Zwei Männer, die im Schatten eines vorgebauten Schuppendachs standen, schauten zu, wie wir ausstiegen. Ich trug die Aktentasche, die breit genug war, um den Schädel zu fassen.

Das Lokal hatte eine niedrige Eingangstür. Die Luft in seinem Innern war kaum schlechter als die draußen. Zumindest wurde der Gestank des Schlachthofs nach Blut abgelöst vom Rauch zahlreicher Zigaretten. Es war ziemlich voll in dem Laden, sodass wir nur mit Mühe einen freien Platz an einer schmalen Theke fanden.

Umlagert waren wir von Arbeitern aus der Schlachterei, aber auch einige Mädchen vom leichten Gewerbe waren anwesend und schauten sich mit hungrigen Augen nach Kunden um.

Uns bediente der Wirt persönlich. Um seine Glatze zu verbergen, hatte er sich eine dunkle Baskenmütze auf den Kopf gesetzt. »Bier?« fragte er auf Deutsch.

Wir nickten.

»Der hat sofort gesehen, woher wir kommen,« sagte Harry Stahl. »Die Leute hier haben den richtigen Blick dafür.«

»Schon immer gehabt.« Ich erinnerte mich dabei an meine Fälle in diesem Land. Der letzte lag nicht einmal lange zurück, da hatte ich in Prag gegen Cigams Sündenfall gekämpft.

Das Bier wurde uns in Krügen serviert. Wir tranken die ersten Schlucke und gewöhnten uns allmählich an die Umgebung, auch wenn der Wirt uns hin und wieder mit skeptischen Blicken bedachte, als spürte er, dass wir etwas von ihm wollten.

Noch hatte er genug zu tun, doch nach einer Viertelstunde etwa leerte sich die Theke.

Die Arbeiter gingen, wahrscheinlich war ihre Pause vorbei. Nur einige ältere Männer blieben zurück und drei Thekenschwalben, die uns heiße Blicke zuwarfen. Sie sahen schnell, dass wir kein Interesse zeigten, und kümmerten sich um ihre Getränke.

Harry winkte den Wirt heran.

»Ja bitte?«

Harry deutete mit dem Finger neben seinen Krug. Dort lag ein Zwanzig-Mark-Schein auf der Theke. »Der kann dir gehören, mein Freund, wenn du uns etwas verrätst.«

»Ich weiß nichts.«

»Nicht so eilig.« Stahl grinste. »Es sind ja keine großen Geheimnisse. Wir suchen eine Frau.«

»’ne Nutte?«

Das Wort kannte er auch schon. Ich grinste innerlich und schüttelte den Kopf, weil er mich bei der Frage angeschaut hatte.

»Nein, keine Nutte«, sagte der Detektiv. »Die hier ist es.« Er hatte Elenas Bild hervorgeholt und legte es neben den Schein. »Kennst du dieses Mädchen?«

Ja, er kannte sie, das entnahm ich seiner Reaktion. Er schaute hin, blickte dann uns an, starrte wieder auf das Bild und fuhr mit der Hand über den Stoff seiner Mütze.

»Ja oder nein?«

Der Mann schaute sich um. Im Moment interessierte sich keiner für uns.

»Was ist mit dem Geld?«

»Es gehört dir.«

»Ich kenne sie.«

Harry hob die Hand, unter der er den Schein versteckt hatte. Blitzschnell griffen zwei behaarte Finger zu, dann war der Schein weg, als hätte er sich unsichtbar gemacht.

»Wir wollen mehr wissen.«

Meister Baskenmütze nickte. »Ist ganz einfach«, sagte er. »Sie war hier im Ort.«

»Bei dir?«

»Einmal nur.«

»Und?«

»Aber nicht allein.«

»Wunderbar.« Harry lächelte. »Mit wem war sie denn hier? Mit einem Fremden?«

Der Mann vor uns presste seine Lippen fest zusammen. »Fremd kann man nicht eben sagen. Sie kam mit einem Kerl namens Joschi.«

Harry nickte, obwohl weder er noch ich etwas damit anfangen konnten.

»Joschi also. Davon gibt es sicherlich viele. Das Geld ist bisher zu leicht verdient. Was ist mit Joschi? Wo kann ich ihn finden?«

»Nicht weit weg.«

»Wo?«

»In der Fabrik.«

»Im Schlachthaus?«

Nicken.

»Was macht er dort?«

Die Baskenmütze beugte sich vor. »Er arbeitet als Vorarbeiter bei den Kopfschlächtern.«

»Wie nett«, sagte Harry. »Hoffentlich lässt er bei uns die Köpfe noch dran.«

Tiefes Erschrecken zeichnete das Gesicht des Kneipiers. »Hören Sie«,

flüsterte er in seinem harten Deutsch. »Wenn Sie mit Joschi sprechen, sagen Sie auf keinen Fall, von wem Sie die Information haben. Ich hoffe, dass er auch von den anderen nichts erfährt.«

»An uns soll es nicht liegen. Aber kannst du mir sagen, was Joschi mit Elena zu tun hatte?«

»Nicht genau.«

»Sondern?«

»Sie war bei ihm. Sie muss ihn gemocht haben. Mehr kann ich nicht sagen, und mehr weiß ich auch nicht. Lasst mich jetzt mit dem ganzen Mist in Ruhe.«

»Machen wir.« Harry griff in die Tasche. Er holte ein Fünf-Mark-Stück hervor. »Reicht das?«

»Ja, danke.«

Als hätten wir die Pest am Leib, so rasch zog sich der Wirt zurück. Er kümmerte sich um die anderen Gäste und füllte deren Krüge so schnell wie möglich.

»Was sagst du?« fragte Harry.

»Ausgerechnet die Schlachterei«, murmelte ich. »Es gibt kaum Orte, die ich mehr liebe.«

»Soll ich allein gehen?«

»Bist du verrückt?« Ich hatte mich bereits gebückt und die Tasche aufgenommen. Hinter Harry Stahl bewegte ich mich auf den Ausgang zu. Die drei Nutten schauten uns an. Eine stand sogar auf und zerrte ihr knallrotes Shirt zurecht, damit sich die Spitzen der Brüste durchdrückten. »He, für euch mache ich es fast umsonst.«

Da sie mir den Weg versperrte, blieb ich stehen. »Fast umsonst ist nicht ganz umsonst.«

»Arschloch«, sagte sie.

»Angenehm.« Ich ging vorbei und durch die Tür ins Freie, die mir Harry aufgehalten hatte. Er grinste mich an, denn er hatte die Antwort der Nutte gehört. »Woher kennt die denn deinen Namen?«

»Tja, auch hier hat man sich den westlichen Gegebenheiten angepasst.«

»Ich habe es gehört.«

Es regnete nicht mehr. Nach wie vor war die Luft von einer drückenden Feuchtigkeit erfüllt. Wenn wir sie einatmeten, hatten wir das Gefühl, sie zu schlürfen.

Wir mussten uns nach links wenden, wo sich die Umrisse der Baracken abzeichneten.

Ich konnte mir nicht helfen, aber ich hatte das Gefühl, dass die Luft von einem widerlichen Blutgeruch erfüllt war. Mit sehr gemischten Gefühlen ging ich auf den Eingang des Schlachthauses zu…

***

Krach und ratternde Maschinen. Schreie von Menschen, das Brüllen der Tiere, das dumpf aus einem anderen Bereich an unsere Ohren hallte – eine derartige Geräuschkulisse empfing uns. Dazu der Blutgeruch, den auch das Wasser nicht wegschwemmen konnte.

Wir standen ziemlich verloren in einem breiten Gang. Vor uns lag die Halle, in der die Tiere geschlachtet wurden. Eine Glasscheibe trennte und davon. Sie war verschmiert, aber noch sauber genug, um hindurchschauen zu können. Man arbeitete rationell. Die schon in zwei Hälften zerteilten Tiere hingen an großen Fleischerhaken und wurden über einen Transportroller schaukelnd in die Halle geschafft, wo die Kopfschlächter mit ihren gewaltigen Messern bereits auf sie warteten.

Als ich diese Waffen sah, verspürte ich eine Gänsehaut, die sich in meinem Nacken festsetzte, und auch mein Freund Harry Stahl sah nicht eben glücklich aus.

Der Torwärter hatte uns passieren lassen, nachdem wir Joschis Namen gesagt hatten. Nun suchten wir jemanden, an den wir uns wenden konnten, und mussten mit einer Reinemachfrau vorlieb nehmen, die einen mit Eimern gefüllten Einkaufswagen vor sich herschob. Es war eine ältere Frau mit stumpfem Blick, den sie starr zu Boden gerichtet hatte. Sie hätte uns fast umgelaufen und stoppte im letzten Moment, als sie Harry sah.

»He…«

»Sprichst du Deutsch?«

»Nein.«

Dafür sprach Harry ein wenig Tschechisch. Er erkundigte sich nach Joschi, zumindest verstand ich den Namen. Die Frau überlegte, aber mir schien es, als wüsste sie genau Bescheid. Ihr Gedächtnis klärte sich, als Harry in die Tasche griff und ihr ein Geldstück in die schwielige Hand legte. Dann sagte sie etwas, dass der Detektiv verstand. Er gab mir ein Zeichen.

Die Putzfrau schlurfte nach links, während wir in die entgegengesetzte Richtung gingen.

»Wo finden wir ihn denn?«

»In dieser Halle.«

»Was macht er?«

Harry hob die Schultern. »Er ist wohl in einem Büro. Als Vorarbeiter braucht man das Fleisch nicht mehr zu schneiden. Wahrscheinlich teilt er die Leute ein.«

Da die Putzfrau über ihre Schulter gewiesen hatte, schlugen wir den Weg ein. Wir gingen dem Krach entgegen und auch dem Brüllen der Tiere, die in einer nebenan liegenden Halle getötet wurden. Wie immer das geschah, es war einfach schlimm, denn die Rinder und Schweine schienen sehr genau zu spüren, was ihnen bevorstand.

Die Arbeiter trugen Overalls, die einmal grau gewesen waren. Jetzt sahen die Männer aus, als hätten sie in einem der widerlichen Fress- und Zombiefilme mitgespielt, die in den siebziger Jahren einmal in den Kinos gelaufen waren.

Durchgänge gab es zwar auch, aber keine Türen. Dafür diese schweren Plastikmatten, die nach unten durchhingen und nur mit großer Körperkraft zur Seite geschoben werden konnten.

Da wollten wir aber nicht hin, sondern suchten noch immer das Büro.

Zwei Arbeiter schrieen uns an, endlich zu verschwinden. Der Fahrer eines Gabelstaplers umkurvte uns haarscharf, und als ich mich wegdrehte, sah ich die schmale Tür.

Ich tippte Harry auf die Schulter. »Da kann es sein.«

»Okay.«

Wir gingen hin. Harry öffnete die Tür und betrat als Erster einen Raum, der tatsächlich Ähnlichkeit mit einem Büro hatte, auch wenn der Boden mit schwarzgelben Fliesen bedeckt war, die einen grauen Schmutzfilm zeigten.

Spinde, Aktenschränke, drei Wände aus Glas, durch die Joschi einen guten Blick in die Halle hatte und seine Leute so unter Kontrolle halten konnte.

Er selbst telefonierte und bohrte dabei mit dem linken Finger in seinem linken Nasenloch. Er war ein kantiger Typ mit sehr breiten Schultern und struppigen schwarzen Haaren. Die Ähnlichkeit mit einem Catcher war vorhanden, das flache Gesicht zeigte dunkle Bartschatten, und als er uns sah, da nahm er nicht einmal den Finger aus der Nase, sondern popelte weiter.

Wir blieben zwischen Tür und Schreibtisch stehen. Irgendwann musste Joschi aufhören zu telefonieren. Er tat es auch, der Finger verschwand aus der Nase, und dann sprach er uns auf Deutsch an. »Da seid ihr ja.«

»Oh, Sie haben und erwartet?«

»Ja, der Wirt sagte mir Bescheid.«

Harry lächelte. »Wie schön.«

Joschi stierte uns an. Eine ganze Weile sogar. Auf einmal schüttelte er den Kopf. »Weiß nicht, ob es für euch so gut war, zu mir zu kommen. Weiß ich wirklich nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich mag keine Schnüffler. Wir alle mögen sie nicht. Wir haben die Zeit der Schnüffelei hinter uns.«

»Stimmt«, gab ich zu. »Aber hier geht es nicht um Politik, sondern um andere Dinge.«

»Weiß ich. Elena!«

»Genau. Kannten Sie das Mädchen?«

Joschi stemmte seine Ellenbogen auf die Schreibtischplatte. »Was wollt ihr von mir?«

»Mehr über Elena wissen.«

»Sie ist nicht hier.«

»Wir suchen sie«, sagte Harry.

»Nicht bei mir.«

»Kann es sein, dass Sie wissen, wo sie sich versteckt hält oder hingegangen ist? Sie brauchen uns die Auskunft auch nicht umsonst zu geben.«

Mit der Faust schlug Joschi eine Fliege tot, die es sich zu lange in seiner Nähe gemütlich gemacht hatte. Für mich hatte diese Tat eine symbolische Bedeutung, denn ich konnte mir vorstellen, dass sich dieser Kerl nicht gerade kooperativ zeigen würde.

»In drei Sekunden seid ihr weg!«

Das war deutlich, aber wir dachten natürlich nicht daran, uns an dieses Ultimatum zu halten. So einfach wie eine Fliege waren wir nicht aus dem Weg zu räumen.

Drei Sekunden können lang werden. Joschi starrte uns an, als wollte er uns hypnotisieren. Dabei spielte er mit seinen Fingern. Er zog sie in die Länge und lauschte beinahe schon verzückt den dabei entstehenden knackenden Geräuschen.

Das Ultimatum verstrich, ohne dass wir uns um einen Schritt zurückbewegt hätten.

»Ihr seid ja immer noch da!« sagte Joschi gefährlich leise und strich dabei über seinen Bauch. Er bewegte die Augen, um an uns vorbeizuschauen.

»Wie Sie sehen«, stellte Harry klar. »Und es bleibt auch bei meinem Vorschlag.«

Joschis Blick fing sich. Er blieb auf uns ruhen. Dann nickte er und stand auf. Wir staunten beide, denn er wurde kaum größer. Dieser Mann war so etwas wie ein Sitzriese. Was ihm an Länge fehlte, das war in die Breite seiner Schultern gepackt worden. Auf seinem Brustkorb fanden gleich mehrere Maßkrüge Platz.

»Kommt mit!«

»Wohin?«

»Mitkommen!«

Er hatte im Befehlston zu uns gesprochen, als wollte er zeigen, wer hier der Chef war. Ohne uns einen Blick zuzuwerfen, ging er an uns vorbei. Als er die Tür erreicht hatte, legte Harry eine Hand auf seine Schulter. »Einen Moment mal. Wir verstehen Ihre Handlungsweise nicht. Erst wollen Sie uns rausschmeißen und jetzt mitnehmen? Was ist in Sie gefahren?«

»Wir sprechen in der Halle weiter.« Danach riss er heftig die Tür auf und ging mit langen Schritten dem Lärm entgegen und auch dem

Blutgeruch, den ich als viel schlimmer empfand als bei meinem ersten Eintreten hier.

Ein Blick auf Harry zeigte mir, dass er sich ebenfalls nicht wohlfühlte. Dieses Schlachthaus kam uns beiden vor wie eine gigantische Menschenfalle.

Joschi hatte damit nichts am Hut. Er führte uns dorthin, wo es am schlimmsten war und die mächtigen Tierleiber kopfunter an quietschenden Transportbändern hingen, gerade enthäutet, dampfend und einen Geruch verbreitend, der mir den Magen immer höher steigen ließ. Hier arbeiteten Männer, die abgestumpft sein mussten. Sie trugen riesige Schürzen aus irgendeinem Gummi oder Plastik. Über die Köpfe hatten sie Tücher gebunden, oder sie hatten Mützen aufgesetzt. Dennoch waren sie auch dort von dem spritzenden Blut getroffen worden, denn nicht alles war beim Enthäuten in die dafür vorgesehenen Rinnen gelaufen. Von Umweltschutz hatte man hier noch nicht viel gehört, die veterinärmedizinische Untersuchung wurde hier sicherlich auch nur lasch gehandelt, und ich war froh, dieses Fleisch nicht essen zu müssen. Aber wer wusste schon genau, welches Fleisch er auf seinen Teller bekam und woher es stammte. Was da in letzter Zeit über die Grenzen geschafft worden war, spottete jeder Beschreibung.

Die Schlächter sahen uns.

Sie hielten in ihrer Arbeit nicht inne, aber sie schauten uns an, sie gingen langsamer vor, und sie gestatteten uns Blicke auf die gewaltigen machetenartigen Messer, die, wenn sie es wollten, uns mit einem Schlag den Kopf vom Hals trennen konnten.

Ich dachte an den Kopf in meiner Aktentasche. Irgendwie passte das ins Bild.

Der Boden war gefliest, nass und entsprechend rutschig. Auf ihm vermischten sich Blut und Spritzwasser. Es gurgelte Kanälen entgegen, die es auffingen.

Die Arbeiter hier waren Routiniers. Mit wenigen Schlägen zerteilten sie die dampfenden, von der Haut befreiten und stinkenden Tierkörper. Dass sie ohne Masken und Mundschutz arbeiteten, konnte ich nicht begreifen, denn diese Luft tagtäglich einzuatmen war nicht eben das Wahre.

Joschi ging noch immer vor uns. Diesmal mit bewusst langsamen Schritten, als wollte er uns die Macht seines Reiches demonstrieren. Am Rollband unter der Decke klirrten die leeren Haken gegeneinander. Nicht alle waren behangen, aber immer wieder schaukelten aus einem anderen Raum die frisch enthäuteten Tiere heran.

Kaltes Licht strahlte aus langen Lampen von der Decke. Es gab keinen Schatten. Jeder Blutstropfen war genau zu sehen in dieser makabren

Horrorvision.
Joschi drehte sich um. Sehr schnell, sehr plötzlich und aus seiner letzten Bewegung hervor.
Er grinste uns an.
»Was ist denn?« fragte Harry.
»Ich hole jetzt meine Freunde.«
»Und dann?«
Joschi grinste breit, als er seinen Arm anhob und die Hand an seiner Kehle entlangführte. Eine Geste, die unmissverständlich war und von uns kommentarlos hingenommen wurde.
Dann pfiff er.
Die Arbeiter kannten das Zeichen.
Irgendjemand stellte das Transportband ab. Es schaukelten keine neuen Körper mehr in die Halle, dafür aber waren wir plötzlich der Mittelpunkt, denn vier Arbeiter hatten sich weggedreht und kamen auf uns zu. Sie trugen ihre verdammten Schlachter- und Haumesser. Die Schürzen reichten bis zum Boden. Sie waren blutbeschmiert, ebenso wie ihre Gesichter oder Kopfbedeckungen. Gestalten aus Horror-Filmen hätten nicht schauriger aussehen können.
Joschi klatschte in die Hände, als seine Kollegen nahe genug heran waren. Kurz danach begann er zu sprechen. Ich verstand ihn nicht, aber Harry Stahl konnte einigermaßen folgen, deshalb beobachtete ich auch sein Gesicht, um erkennen zu können, welche Reaktionen er auf das Gesagte zeigte.
Er lachte nicht, er lächelte nicht einmal. Er sah verkniffen aus und warf mir einen Blick zu, der so etwas wie eine Warnung beinhaltete.
»Was ist denn los?« fragte ich.
»Läuft nicht gut.«
»Wieso?«
»Sie alle haben Elena gekannt.«
»Die vier Typen und Joschi?«
»Das ist richtig.«
»Und weiter?«
»Sie scheinen nicht gut auf sie zu sprechen zu sein. Irgendwas ist passiert. Ich glaube, sie sind, wenn ich es mal positiv ausdrücken darf, reingelegt worden. Ich hoffe nicht, dass wir für Elena die Zeche zahlen sollen.«
»Mal abwarten.«
Joschi war mit seiner Rede fertig, und die vier Typen rückten noch dichter an uns heran. Joschi grinste bösartig. »Sie war hier«, sagte er. »Ja, sie war hier. Wir alle kennen sie, und wir alle wissen, dass Menschen gestorben sind. Zwei Frauen, ein Mann, ein kleines Kind. Nur weil sie hier war.«
»Daran hat doch nicht Elena die Schuld?« sagte Harry. Er regte sich

über soviel Dummheit auf, aber Joschi ließ sich nicht beirren.
»Doch, sie allein trug die Schuld. Sie war eine Verfluchte, eine Hexe. Sie war jemand, die mit dem Satan im Bunde stand. Sie kam und hat getötet, und man hat geschworen, dass alles, was auf sie hindeutet, vernichtet werden soll. Versteht ihr?«
Joschi hatte nicht nur Deutsch gesprochen, sondern zwei Sprachen miteinander vermischt. Ich hatte ihn trotzdem begriffen, und mir war alles andere als wohl.
»Na…?«
Harry hob die Hände an. »Soll das heißen, dass ihr uns die Schuld geben wollt?«
»Nichts soll mehr an Elena erinnern. Sie hat Leid gebracht. Sie stammte vom fahrenden Volk und wurde sogar von ihm verstoßen. Überall hinterließ sie ihre Spuren. Leid, Blut und Tod. Aber das ist vorbei. Niemand soll auch nur noch ihren Namen erwähnen.«
»Kanntest du sie auch?«
»Ja.«
»Was hast du mit ihr gemacht?«
Joschi grinste. »Sie war schön, sehr schön. Schön wie die Sünde, und ich habe gesündigt.«
»Tat sie dir denn nichts?« fragte Harry.
»Nein, mir nicht. Ich war es aber, der sie gejagt hat. Wir haben sie aus dem Ort getrieben, wir wollen nicht, dass sie noch einmal zurückkehrt, wir wollen überhaupt nicht mehr an sie erinnert werden. Und wir hassen Fremde wie euch. Deshalb werden wir euch eine Lektion erteilen und…«
»Umbringen?« fragte Harry.
»Nicht ganz. Aber ihr werdet an uns denken. Ihr werdet an die Haken gehängt werden und wie Vieh durch die Halle geschoben. Ich werde euch meinen Leuten überlassen. Ihre Messer sind verdammt scharf. Und wenn wir mit euch durch sind, dann werdet ihr kaum anders aussehen als die toten Tiere hier. Das ist…«
In diesem Augenblick hörten wir den Schrei.
Grell und wütend!
Keiner von uns hatte ihn ausgestoßen. Auch niemand, der weiter entfernt stand. Er war in unserer Nähe aufgeklungen, gewissermaßen zu unseren Füßen.
Ich war der Erste, der zu Boden schaute. Aber auch die anderen blickten genau auf den bestimmten Gegenstand.
Es war meine Aktentasche!

***

Selbst Joschi, der nicht auf den Kopf gefallen war, brachte kein Wort mehr hervor. Er stand da und sah aus, als würde er frieren. Sein

Gesicht nahm die berühmte Totenblässe an, und als er den Finger ausstreckte, um auf die Tasche zu zeigen, da zitterten seine Lippen, bevor er eine Frage stellen konnte. »Was ist das?«

Wir schwiegen. Harry schaute mich an, ich ihn, dann nickte mir der Detektiv zu.

»Was ist das?« schrie Joschi. »Was hast du uns da mitgebracht, du verdammter Hundesohn?«

»Willst du es sehen?« Joschi sah aus, als wollte er mir ins Gesicht schlagen. »Ja, verdammt, ich will es sehen!«

»Gut, dann werde ich dir den Gefallen tun.« Wohl war mir bei der Sache nicht, aber an einem Haken hängend durch ein Schlachthaus transportiert zu werden, war auch nicht das, was ich mir wünschte.

Die vier Schlächter hatten sich etwas zurückgezogen. Trotz ihrer Messer fühlten sie sich unwohl, denn mit einem Schrei aus der Tasche hatten auch sie nicht gerechnet.

Ich ließ mir Zeit, bückte mich langsam. Joschi war nervös. Sein warmer Atem wehte gegen meinen Nacken. Ich hörte ihn stöhnen. Möglicherweise ahnte er, was sich in der Tasche befand, aber er gab keinen Kommentar ab und ließ mich zunächst gewähren.

Ich öffnete die Tasche, klappte sie auseinander und wartete auf eine erneute Reaktion des Schädels. Sie trat nicht ein.

Mit beiden Händen griff ich in die ausgebeulte Aktentasche und umfasste den Totenschädel. Auch jetzt reagierte er nicht. Kein Laut, kein Zucken, gar nichts. Ich hob ihn hervor. Langsam löste er sich aus seinem Gefängnis.

Die unmittelbare Umgebung schien von einer Eisschicht bedeckt zu sein.

Niemand gab einen Kommentar ab, die starke Spannung hielt nicht nur mich umklammert. Dann zerrte ich den Schädel mit einem heftigen Ruck hervor und hielt ihn hoch. Ich drehte mich leicht, sodass alle den Totenkopf erkennen konnten.

»Das ist sie!« rief ich laut. »Das ist Elena…«

***

Mein Ruf war kaum verhallt, als Joschi den Kopf schüttelte und dagegen brüllte. »Nein, nein! Das darf er nicht sein. Das – das kann es nicht geben!«

Er schüttelte den Kopf, er rollte mit den Augen, und er sprang auf einen seiner Arbeiter zu, um ihm mit einer blitzschnellen Bewegung das Messer zu entreißen.

Ich hatte die Hände voll, aber Harry reagierte. Seine Hand raste zur Waffe, er hätte geschossen, nur entspannte sich die Lage, denn Joschi schlug nicht zu.

Er stand vor mir und starrte nur den Knochenkopf an. Dessen Gesicht

sah ich nicht. Mein Blick fiel auf die Schädelplatte, doch Joschi konnte mehr sehen, auch die Augen, und er fing an zu zittern.

Harry Stahl wollte ebenfalls nachschauen, was den Vorarbeiter so aus dem Konzept gebracht hatte. Ihm reichte ein Blick. Auch er erschrak und fing meinen fragenden Blick auf.

»Die Augen sind da!«

»Ihre Augen!« brüllte Joschi. »Das sind ihre Augen, ihre…« Er fuhr zu Harry herum. »Verdammt noch mal, was hat das zu bedeuten?«

»Wir wissen es nicht!«

»Doch, das musst du wissen!« Joschi war völlig von der Rolle. Es sah nicht so aus, als würde er das Versprechen, das er uns gegeben hatte, in die Tat umsetzen können. Sein Atem pumpte, er konnte den Blick nicht von den Augen wenden, und ich hielt den Schädel noch immer fest. In den vergangenen Sekunden hatte ich gespürt, dass sich etwas tat. Mir kam es vor, als wäre ein unheiliges Leben in ihm erwacht. Es war keine Erwärmung zu spüren, dafür etwas anderes.

Kälte.

Keine normale Kälte, sondern ein Gefühl, das tief von innen kam, irgendwo in einer fremden Welt geboren worden war und nun den Weg in den Schädel gefunden hatte.

Elena rächte sich.

Eine Person ohne Körper, die trotzdem lebte und noch eine große Macht besaß.

Joschi bekam dies zu spüren. Plötzlich sprang er vor. Es gab überhaupt keinen Grund für ihn, zumindest aus meiner Sicht nicht, aber er war so dicht vor mir, dass er mir den Schädel entreißen konnte.

»Elena!« brülle er.

Dann hatte er ihn.

Keiner griff ein, als er sich umdrehte und wegrannte. Selbst Harry war zu entsetzt, die vier Arbeiter rannten wie von Furien gehetzt weg, und ich war ebenfalls zu überrascht, um eingreifen zu können. So verschaffte der Mann sich einen gewissen Vorsprung. Er rannte davon wie eine tanzende Puppengestalt, die an Fäden hing.

Wo wollte er mit dem Schädel hin?

»Bleib stehen!« brüllte Harry.

Der Mann hörte nicht. Er war plötzlich hinter einem Gabelstapler verschwunden. Ich sah es gerade noch, weil ich schneller reagierte als der Detektiv.

Dann hörte ich ihn schreien.

Ja, Joschi brüllte um sein Leben. Ich zog meine Waffe, während auch mich Furcht durchströmte, und als ich wenige Sekunden später den Ort hinter dem Gabelstapler erreichte, lag Joschi da. Er hatte seinen Platz zwischen großen, gefliesten Waschbecken gefunden, und er war

nicht mehr der, den wir kannten.

Elena hatte sich gerächt.

Joschi war verbrannt worden!

Ein schwarzes, verkohltes Gesicht, schwarze Hände, Lippen, die nur mehr aus Fransen bestanden, und Augen, die nicht mehr sehen konnten, sondern breite, wabernde Flecke waren, deren Flüssigkeit aus den Höhlen sickerte wie Tränen.

Er lebte noch, aber er war vom Tod gezeichnet. Nie würde er, falls er doch überleben würde, so werden wie früher. Der große, starke Mann war nur noch ein wimmerndes Bündel.

Neben ihm stand der Totenschädel.

Ein grinsendes Maul, vielleicht noch mehr in die Breite gezogen, und leere Augenhöhlen.

Harry und ich knieten uns nieder. »Er braucht einen Arzt«, flüsterte ich.

»Und zwar auf der Stelle.«

»Hier?« Harry lachte mich aus.

»Dann bringen wir ihn zurück über die Grenze.«

Der Detektiv gab mir keine Antwort. Er stand auf und schaute zurück, weil zwei Männer auftauchten. Sie gehörten zu denen, die vorhin geflohen waren. Sie wagten es in ihrer Furcht nicht, sich zu nähern, immer wieder glotzten sie den Schädel an, und ich verstand, was sie wollten. Ich bückte mich, nahm den Schädel hoch und ging zu meiner Aktentasche zurück, um ihn einzupacken.

Die beiden ließen mich passieren. In ihren Gesichtern sah ich Hass, Wut und die blanke Todesfurcht. Ich selbst fühlte mich verdammt mies, dass ich so handelte, aber ich konnte einfach nicht anders. Dieser Schädel, so schlimm er auch war, musste bei mir bleiben, nur so hatte ich ihn einigermaßen unter Kontrolle, denn ich wollte nicht, dass ihm noch mehr Menschen zum Opfer fielen. Nur er konnte uns letztendlich zu dem Körper der Person führen, der zu ihm gehörte.

Ich packte ihn wieder in die Tasche und verschloss sie. Harry Stahl redete mit den beiden Männern. Sie sprachen heftig auf ihn ein, deuteten mal auf den schwer Verletzten, dann wieder auf mich und schließlich mit zuckenden Armbewegungen gegen die Wand.

Ich konnte diesen verfluchten Blutgeruch einfach nicht mehr ertragen und zündete mir eine Zigarette an. Das Kraut schmeckte zwar auch nicht besonders, aber es vertrieb zumindest den Gestank aus meinem Hals.

Harry Stahl nickte den Männern einige Male zu, während er mit ihnen redete. Schließlich drehte er sich um und trat mit schnellen Schritten auf mich zu.

»Was ist denn?« fragte ich ihn.

»Wir verschwinden.«

»Und Joschi?«
Er winkte ab. »Das wird alles geregelt, John. Wir müssen weg. Man gibt uns praktisch einen Vorsprung. Das mit Joschi wollen sie hier unter sich ausmachen.« Er warf einen Blick auf die Aktentasche. »Komm jetzt.«
Harry hatte Recht. Es war vielleicht am besten. Ich nahm die Tasche auf und lief hinter meinem deutschen Freund her. Bisher hatte ich nicht gewusst, welche Brisanz in diesem Fall steckte. Nun war alles anders, und wir konnten uns auf das Schlimmste gefasst machen…

***

Wir hatten Zalany verlassen, aber dieser verfluchte Blutgeruch hing uns immer noch in der Kleidung. Er war auch die Ursache für das Gefühl der Übelkeit, das in mir wühlte, zum Glück aber nicht so stark war, als dass ich mich hätte übergeben müssen.
Wir waren auf der normalen Straße geblieben und nach einigen Kilometern abgebogen. Nicht auf einen Parkplatz, sondern in einen recht schmalen Feldweg, der schon bald hinter dichten Büschen verschwand.
Nach wie vor zeigte sich das Wetter von seiner traurigen Seite. Die tiefliegenden Wolken bildeten dunstige Schwaden, die durch die offenen Fenster drangen, den Geruch von verfaulten Blättern mitbrachte und für eine gewisse novemberhafte Totenstimmung sorgten. Die Aktentasche hatte ich auf den Rücksitz gestellt, sie natürlich wieder verschlossen, und ich fühlte mich dabei wie der Bote des Teufels, der den Menschen das Grauen brachte.
Um uns herum war es still. Die Geräusche der nahen Straße wurden gedämpft und erinnerten mich an eine monotone Melodie, die an unseren Ohren entlangrauschte.
»So weit sind wir also«, sagte Harry und schüttelte sich.
»Wie weit denn?«
»Wir können die erste Stadt abhaken.«
»Richtig. Fragt sich nur, was wir erreicht haben.«
»Sieh es optimistischer, John. Wir wissen immerhin, dass der Schädel brandgefährlich ist. Ein erstes Opfer hat er sich genommen. Die böse kleine Elena hat ihre Rachetour begonnen.«
»Meinst du?«
Meine Frage erstaunte ihn. »Du etwa nicht?«
Ich wiegte den Kopf. »So ganz kann ich mich mit dem Gedanken nicht anfreunden. Rachetour hin – Rachetour her. Ich wundere mich, dass er uns nicht angegriffen hat.«
»Wir hatten mit Elena nichts zu tun. Wir sind für sie nur Mittel zum Zweck.«
»Oder für Wilbur Scott, Elenas Vater.«

Harry Stahl schüttelte den Kopf. »Was hat er damit zu tun? Das begreife ich nicht.«
»Ich auch nicht, aber er hat doch etwas damit bezweckt. Er gab dir zehntausend Mark. Das ist verdammt viel Geld. Und ich glaube nicht, dass er es dir wegen deines Aussehens gegeben hat.«
»Nein«, erwiderte Harry und grinste dabei, »da hätte ich noch etwas zuzahlen müssen.«
»Ja, vielleicht.«
»Du siehst auch nicht besser aus.«
»Ein Mann hat eben innere Werte.«
»Stimmt.«
Wir wurden wieder ernst. »Ich sage dir, Harry, dass Scott sich etwas dabei gedacht hat.«
»Klar, ich soll den Körper seiner Tochter finden.«
»Mehr nicht?«
Er hob die Schultern. »Dann bist du schlauer als ich. Zumindest hat man mir nichts mitgeteilt. Das kann sich natürlich ändern, wenn wir das nächste Ziel erreicht haben, aber irgendwo müssen wir ja den Ort finden, wo der Körper liegt.«
»Ein Totenschädel und ein Torso«, murmelte ich. »Was hat diesen Mann nur zu diesem Auftrag getrieben? Ein schlechtes Gewissen?«
»Der?« Harry lachte. »Nein, ich kenne die Menschen. Zehntausend Mark und ein schlechtes Gewissen. So etwas sehe ich nicht ein.«
Ich hob die Schultern, hatte schon nachgedacht und sagte mit leiser Stimme. »Ich denke, dass der Fall komplizierter ist, als wir angenommen haben. Wenn wir die Fakten vergleichen, dürfen wir uns eigentlich nicht auf das verlassen, was dir dein Auftraggeber gesagt hat.«
Harry runzelte die Stirn, als er nachdachte und dann trotzdem eine Frage stellte. »Worauf willst du hinaus, John?«
»Ich frage mich, ob das überhaupt der Schädel der Elena Scott ist, den wir hier transportieren.«
»Natürlich.«
»Bist du davon so überzeugt?«
»Immer«, sagte Harry und nickte.
»Da musst du dich aber auf die Aussagen eines gewissen Wilbur Scott verlassen.«
»Warum sollte er lügen?«
»Warum sollte der nicht lügen?«
Harry Stahl ballte die Hände zu Fäusten und schlug damit gegen das Armaturenbrett. »Verdammt, John Sinclair, du bringst mich mit deiner Rederei völlig aus dem Konzept.«
»Das war nicht meine Absicht.«
»Du hast es aber getan.«

»Ich wollte es wirklich nicht. Ich wollte nur, dass du anfängst, nachzudenken, und nicht alles glaubst, was man dir erzählt hat. Auch wenn es dein Auftraggeber ist. Der hat dich doch einfach losgeschickt, um für ihn die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Nicht mehr und nicht weniger. Was tatsächlich dahintersteckt, das weißt du ebenso wenig wie ich.«

»Was vermutest du denn?«

»Eine riesige Schweinerei.«

»Ist mir zu wenig, John. Du gehst also davon aus, dass wir nicht Elenas Schädel transportieren?«

»Ich habe nur von einer Möglichkeit gesprochen. Hast du Scott eigentlich gefragt, woher er diesen Schädel hat? Wie ist es ihm möglich gewesen, in seinen Besitz zu gelangen? Das wird bestimmt nicht einfach für ihn gewesen sein.«

»Elena war doch seine Tochter, sein einziges Kind. Er hat es großgezogen nach der Trennung und dem Selbstmord der Mutter.«

»Die eine sehr geheimnisvolle Person gewesen sein muss, nehme ich mal an.«

»Das stimmt allerdings.«

»Und schon wird die ganze Sache wieder kritisch. Auch von ihr wissen wir nichts. Wir wissen nicht einmal wenig, sondern gar nichts. Oder kennst du ihren Namen?«

»Nein.«

»Eben.«

»Du bringst mich durcheinander, John.«

»Gut, dann schlage du etwas vor!«

»Wir fahren jetzt den nächsten Ort an, der auf der Liste steht.«

»Wie heißt er?«

»Roudnice, und er liegt nicht sehr weit von hier entfernt. Erst später sind die Entfernungen größer geworden, doch ich habe das Gefühl, dass wir gar nicht mehr so weit fahren müssen. Irgendwie hat sich schon jetzt alles verdichtet.«

»Das stimmt«, sagte ich und lächelte.

Harry Stahl drehte den Zündschlüssel und lauschte auf den ruhigen Lauf des Motors. »Schön, dass wir diesmal einer Meinung sind.«

»Sind wir das sonst nicht?«

»Ich schweige lieber…«

***

Unser nächstes Ziel lag tiefer innerhalb des Landes. Die Grenze war weiter entfernt und damit auch die Hektik, die sich in ihrer unmittelbarer Umgebung immer wieder auf tat. Wir hatten uns noch keinen Plan zurechtgelegt, wie wir vorgehen wollten, aber wir waren gewarnt. Noch einmal wollten wir nicht riskieren, dass uns die Kraft

des Schädels überraschte.
Es war zwar noch kein Abend, aber die Dunkelheit lag bereits über dem Land. Mitte Oktober wird es schon früh finster, hinzu kam das trübe Wetter. Der Dunst wurde oft sehr dicht, wenn wir feuchte Gebiete durchfuhren. Mit Straßenschildern sah es nicht eben großartig aus. Zudem mussten wir die normale Hauptstraße verlassen und uns dem Ziel auf einem Nebenweg nähern.
Vor der hügeligen Umgebung sahen wir so gut wie nichts. Dafür fuhren wir des öfteren durch den Wald, der dann von freien Flächen abgelöst wurde. Bei klarer Sicht hätten wir sicherlich hin und wieder ein Gehöft sehen können, so aber entdeckten wir kaum einen Lichtschein, dafür aber verdichtete sich der Dunst, denn wir gerieten in die Nähe eines bekannten Flusses, der Elbe.
Auf der schmalen Straße glitten wir dahin. Schlaglöcher, Spurrillen und feuchtes Laub bildeten den Belag, und dadurch war das Fahren kein Vergnügen.
Die Tasche mit dem Schädel stand zwischen den Vorder- und Hintersitzen. Völlig normal, völlig ruhig, als bestünde ihr Inhalt aus Papieren oder Akten und nicht aus einem derartig makabren Gegenstand wie einem Totenkopf.
»Eigentlich haben wir noch Glück«, sagte Harry irgendwann mal. Ich musste ihn wohl erstaunt angeschaut haben, denn er konnte sich ein Lachen nicht verkneifen. »Kannst du dir den Grund nicht denken?«
»Nein.«
»In früheren Zeiten wimmelte es hier von Militär. Immer wieder Kontrollen. Das hat sich geändert. Wir wären mit dem Schädel kaum weitergekommen.«
»So gesehen hast du Recht.«
»Der Nebel wird bleiben, denke ich. Roudnice liegt ziemlich nahe an der Elbe. Frag mich nur nicht, ob es dort eine Brücke gibt, die über den Fluss führt, das weiß ich nämlich nicht. Ansonsten sind wir schon fast da.« Er deutete auf das Schild, das grau und verwittert an der rechten Straßenseite aufgetaucht war.
Auch die Umgebung war deutlicher zu erkennen, war aber noch immer von einer Dunstschicht bedeckt, in die die Abenddämmerung hineinsickerte.
Vor uns lag der Ort.
Der Fluss allerdings war nur zu erahnen. Er musste in der Ferne liegen und sich wie ein schmales Band durch die flache Gegend schlängeln. Wir sahen nur Wolken, entdeckten keine Vögel, die durch die Luft flogen, wir hörten auch keine Stimmen, obwohl wir die Seitenscheiben ein kleines Stück nach unten gekurbelt hatten. Alles wurde von diesem Dunst eingehüllt.
Lichter schimmerten als Flecken zu uns herüber. Das Licht der

Laternen an den Straßen wirkte milchig. Die Häuser sahen grau aus, und sehr schwach, wie in den Nebel hineingepinselt, zeichnete sich der Turm einer Kirche ab. Harry Stahl nahm ihn als Fixpunkt. Er wollte dorthin und den Wagen dort abstellen, denn eine Kirche liegt eigentlich immer zentral.

Wie als Willkommensgruß hallte uns plötzlich das Geläut der Glocken entgegen. Es durchdrang den Dunst, wenn er auch nur gedämpft unsere Ohren erreichte. Auf Harrys Lippen stahl sich ein Lächeln. »Die schienen uns erwartet zu haben«, meinte er.

»Dagegen habe ich nichts.«

Im Licht der Scheinwerfer sahen wir Gestalten. Sie waren so schnell wieder verschwunden, dass wir nicht hatten erkennen können, ob es sich dabei um männliche oder weibliche Personen gehandelt hatte.

Harry steuerte die Kirche an und damit auch einen Kirchhof, der nicht durch ein Gitter abgetrennt war, sondern für uns einen idealen Parkplatz bildete.

Wir wollten nicht mehr den Fehler begehen und mit irgendeinem Menschen über unser Problem sprechen, sondern uns mit einer kompetenten Person in Verbindung setzen. Das war für uns der Pfarrer. Schon immer hatte die Kirche in Tschechien eine besondere Stellung eingenommen, auch wenn sie während der kommunistischen Zeit in den Untergrund getaucht war. Die Vertreter dieser Institution hatten viel erfahren, viel gewusst und auch so manchem Menschen helfen können, der in Schwierigkeiten geraten war.

Mit einem sanften Wippen stoppte der Opel. Harry schaute mich an.

»Willst du den Pfarrer gleich aufsuchen?«

»Ja, denn eine Messe scheint er nicht zu halten, obwohl es geläutet hat. Jedenfalls sehe ich keinen Menschen, die auf die Kirche zugehen. Die Geistlichen kennen sich hier aus. Sie wissen um die Geschichten, die hier im Ort passiert sind, und sie können schweigen, was ich in diesem Fall sehr hoffe.«

»Einverstanden.«

Gemeinsam stiegen wir aus. Der erste Schritt in die Kühle war schon ein Fehltritt, denn mit dem Absatz rutschte ich auf nassem Laub aus. Nur mit Mühe konnte ich mich fangen, stützte mich dabei am Wagendach ab und hörte plötzlich Harrys Fluch.

Ich stemmte mich wieder hoch, und da waren sie schon bei mir.

Sie mussten im Schatten der Kirche gelauert haben. Der Dunst hatte sie verschluckt, aber sie hatten die hellen Augen der Scheinwerfer gesehen und beobachtet, wie wir ausgestiegen waren.

Jetzt walzten sie heran wie ein Rollkommando.

Ich hörte ihre tappenden Schritte, zählte nicht mit, wie viele Typen es waren, und riss nur instinktiv beide Arme hoch, um die ersten Schläge abzuwehren.

Das schaffte ich auch.

Etwas stieß gegen meine Oberarme. Ich wurde zurückgeschleudert und prallte gegen das Auto.

Sie rückten nach.

Ich schlug zurück.

Beide Fäuste stopfte ich in weiche Leiber. Ich sah keine Gesichter, denn die waren durch Mützen verdeckt. Dafür hörte ich das Stöhnen und Ächzen, als die beiden Gestalten vor mir in die Knie gingen. Ein dritter Angreifer wollte über die Köpfe seiner Kumpane hinwegschlagen, aber meine Handkante erwischte ihn.

Das waren keine Profis, keine Gangster, denn die hätten den Überfall anders über die Bühne gebracht.

An der anderen Wagenseite kämpfte Harry. Einige Male bumste sein Körper gegen das Blech, ich hörte den Detektiv fluchen und das dumpfe Klatschen der Schläge.

Die beiden Ersten hatten sich wieder aufgerichtet.

Im nächsten Augenblick lagen sie auf dem Rücken.

Knallhart hatte ich sie erwischt. Sie schlugen mit den Köpfen auf, stöhnten, und plötzlich hielt einer der beiden ein feststehendes Messer in der linken Hand.

Jetzt wurde es gemein.

Ich trat zu.

Das Handgelenk erwischte ich nicht ganz. Der Kerl hielt sein Messer fest, taumelte aber zurück. Ich setzte nach, während sich hinter mir der andere aufrappelte und Fersengeld gab. So einfach, wie sie es sich vorgestellt hatten, war die Sache nun doch nicht abgelaufen.

»Brauchst du Hilfe, John?«

»Nein!«

Es war nicht gelogen, denn der Knabe mit dem Messer griff zu amateurhaft an. Ich drehte mich zur Seite, umklammerte blitzschnell sein linkes Handgelenk, riss den Arm hoch und bog ihn herum. Der Schrei wurde zu einem Wimmern. Eine Hebelbewegung weiter nach unten, dann war der Arm gebrochen.

Er ließ das Messer fallen, als wäre es ein giftiger Gegenstand, aber ich behielt meinen Griff bei und drehte die Gestalt nur herum, um sie gegen die Beifahrerseite des Wagens zu schieben, wo Harry bereits wartete. Seine Hand erwischte die Mütze und zerrte sie vom Gesicht des Messerhelden.

Dann vergrub Harry die Finger in den Haaren des Knaben und riss den Kopf hoch.

Ich ließ den Mann los.

Aus der Nähe sahen wir, dass er noch sehr jung war. Nicht einmal zwanzig. Seine Haut sah so bleich aus wie altes Fett. In den großen Augen leuchtete die Angst.

»Warum?« fragte Harry. »Warum habt ihr das getan?«

Er gab uns eine sprudelnde Antwort, leider nicht auf Deutsch, und so musste sich Harry mit ihm beschäftigen.

Ich ging einen Schritt zurück und sicherte so gut wie möglich die Umgebung ab, was jedoch nicht mehr nötig war, denn die Angreifer ließen sich nicht mehr blicken.

Harry Stahl verhörte den Knaben. Der redete wie ein Wasserfall. Harry war so zufrieden, dass er ihm schließlich einen Stoß gab und ihn laufen ließ.

»So, das hätten wir.«

»Und was heißt das genau?« fragte ich und massierte meine Oberarme.

»Man wusste bereits Bescheid, dass wir hier auftauchen würden.«

»Ist ja toll. Von wem?«

»Das hat er nicht gesagt. Eine Warnung, die im Laufe des Tages hier einging. Auch hier gibt es Telefon.«

»Vielleicht aus Zalany?« fragte ich.

»Wäre möglich. Jedenfalls weiß man in diesen verdammten Kaffs mehr über den Fall als wir. Und das ärgert mich. Inzwischen komme ich mir vor, als hätte man uns in einen Fluss geworfen und gesagt: So, jetzt schwimmt mal gegen Strudel und Strömung an!«

»Und der Werfer ist ein Mann namens Wilbur Scott.«

Harry grinste schief. »Ihn hast du gefressen, wie?«

»Das nicht, aber ich traue ihm nicht über den Weg. Ich habe viel mehr den Eindruck, als wären in diesem Spiel die Rollen bereits verteilt. Nur wir zwei tappen auf dem Spielfeld herum und wissen nicht, wohin. Und genau das ärgert mich. Kannst du das verstehen?«

»Aber immer doch.«

Ein seltsamer Laut unterbrach unseren Dialog. Beide standen wir für einen Moment unbeweglich auf dem Fleck und wussten wenige Sekunden später, dass dieses Geräusch nicht von einem Monster abgegeben worden war, sondern von einer Tür, deren Angeln schlecht geölt waren. Wir hatten uns zur Kirche umgedreht, denn dort war die Tür geöffnet worden, und aus dieser Richtung tappten auch die Schritte durch den dichten Dunst auf uns zu.

»Bin mal gespannt, wer da kommt«, sagte Harry.

»Schau du mal hin.« Ich öffnete die Fronttür und holte die Aktentasche aus dem Wagen. Sehr behutsam drückte ich den Wagenschlag wieder zu und wartete ab.

Im Dunst bewegte sich eine Gestalt, die uns sehr bald ansprach. »Bitte, kommen Sie.«

»Und wohin?« Das holprige Deutsch des Mannes konnte auch ich verstehen.

»In mein kleines Haus.«

»Sollen wir?«

»Klar.« Ich nickte. »Das wird der Pfarrer sein.«

»Sind Sie der Pfarrer?« rief Harry sicherheitshalber.

»Das bin ich. Mein Name ist Kabanek. Sie brauchen keine Angst mehr zu haben, die jungen Leute haben sich durch mich leider nicht aufhalten lassen, aber ich werde versuchen, Ihnen einiges zu erklären. Wir wussten, dass Sie kommen würden.«

Harry lachte leise und trotzdem ein wenig schrill. »Hier weiß wohl jeder Bescheid, nur wir nicht. Verdammt, John, ich bin richtig froh, dass wir zu zweit sind.«

»Glaube ich dir unbesehen.«

Der Pfarrer winkte uns zu. Im Dunst sah es aus, als wären wir von einem Gespenst gegrüßt worden.

Wie zwei brave Schüler folgten wir ihm, gingen aber nicht direkt auf die Kirche zu, sondern passierten sie an ihrer Westseite, wo ein kleiner Garten lag.

Im Sommer sicherlich ein idyllischer Ort, zu dieser Jahrszeit aber wirkte alles nur noch grau. Das Laub klebte am Boden fest, und immer noch trudelten Blätter zu Boden.

Es regnete nicht mehr, aber die Luft war trotzdem feucht und irgendwie auch schwer.

Das Haus war wirklich sehr klein. Auf der obersten Treppenstufe lag ein Gitter. Dort traten wir unsere Füße ab und waren froh über den warmen Lichtschein, der uns empfing. In ihm stand der Pfarrer, ein grauhaariger Mann, der einen Cordanzug trug, dessen Hosenbeine noch den ausgestellten Schlag der siebziger Jahre hatten. Kabanek war schmal, trug eine Brille mit schwarzem Rand, und sein Gesicht endete in einem eckigen Kinn.

»Kommen Sie ins Warme. Man kann sich hier besser unterhalten. Ich denke, dass es wichtig ist.«

»Wie Sie meinen.«

Er führte uns in einen kleinen Raum, wo ein gemauerter Kamin stand, in dem Flammen über Holz tanzten und das Feuer eine wohlige Wärme verbreitete. Auf zwei schmalen Sesseln nahmen wir Platz. Ich stellte die Aktentasche vor mich.

Der Pfarrer bot uns Wein an. »Wein von der Elbe«, sagte er. »Sie sollten ihn probieren.«

»Wenn er nicht zu kräftig ist.«

»Bestimmt nicht.«

Auch er trank einen Schluck und hatte sich uns gegenüber hingesetzt.

Die Wand mit den vielen Büchern befand sich dabei in seinem Rücken.

Nach dem ersten Schluck kam er zur Sache und entschuldigte sich noch einmal für den Überfall.

»Gut«, sagte ich, »akzeptiert. Aber können Sie uns bitte sagen, was dahintersteckt? Man wusste ja, dass wir eintreffen würden…«

Kabanek rieb seine Handflächen gegeneinander und nickte dabei. »Ja, das stimmt schon, auch ich bin informiert worden. Jeder hier im Ort wusste es.«

»Warum?«

»Es gibt gewisse Dinge, die sich einfach herumsprechen, wenn sie plötzlich wieder aus der Vergangenheit erscheinen, die alle von uns gern vergessen hätten.«

»Können Sie das genauer erklären?«

»Gern, aber ich möchte Sie nicht als Fremde ansprechen. Darf ich Ihre Namen erfahren?«

Wir stellten uns vor. Bei meinem Namen stutzte er und fragte dann: »Sie kommen aus England?«

»So ist es.«

»Dann hat der Fall weite Kreise gezogen.« Er schaute für einen Moment ins Leere. »Ich war bei der Vergangenheit, die wir gern vergessen möchten, wobei ich nicht das kommunistische System meine, sondern von den Dingen spreche, die unerklärlich und unbegreiflich sind.«

»Elena Scott, zum Beispiel? Eine junge Frau, die tot ist…?«

Der Pfarrer hob den Kopf an. Dann nahm er seine Brille ab und säuberte die Gläser. »Sie sagten tot, Herr Sinclair.«

»Ja.«

»Wie kommen Sie darauf?«

Jetzt war ich an der Reihe, überrascht zu sein, und auch Harry runzelte die Stirn, denn die Frage des Geistlichen hatte uns getroffen. »Möchten Sie einen Beweis haben?«

»Ich bitte darum.«

Harry nickte mir zu. Er hätte es nicht zu tun brauchen, denn ich hatte meine Hände bereits ausgestreckt und fasste nach dem Verschluss der Tasche. Vier Augen beobachteten mich, als ich sie öffnete. Harry schaute mich ziemlich skeptisch an, er saß im Sessel wie jemand, der jeden Augenblick aufspringen und wegrennen wollte.

Wieder einmal holte ich den Totenschädel hervor. Als er sichtbar wurde, wandte ich den Blick dem Geistlichen zu, der keinen Ton sagte und nur den Weg des Totenschädels verfolgte, den ich auf den Holztisch stellte, sodass er von drei Weingläsern umrahmt wurde.

»Ist er das?«

»Ja«, sagte Harry Stahl, »das ist der Schädel einer gewissen Elena Scott.«

Der Geistliche saugte die Luft tief ein. Dann schloss er für einen Moment die Augen, als wollte er den Kopf nicht mehr sehen, der sich völlig normal präsentierte, sogar mit den leeren Augenhöhlen. »Wer

hat Ihnen das gesagt?«
»Ihr Vater. Wilbur Scott.«
Kabanek trank einen Schluck Wein. Zu hastig, denn etwas von der Flüssigkeit verfehlte seinen Mund und tropfte am Kinn entlang. »Glauben Sie das denn?«
Harry Stahl hatte bereits den Mund geöffnet, um eine Antwort zu geben, er verschluckte die Worte jedoch, als er sah wie ich die Schulter anhob.
»Gut«, sagte der Geistliche und meinte mich. »Sie sind zumindest skeptisch.«
»Das kann ich nicht leugnen.«
»Aber in meinem Büro saß Wilbur Scott, stellte den Schädel auf meinen Schreibtisch und erklärte mir, dass ich den Körper seiner Tochter finden sollte. Dieser Schädel ist nicht normal, in ihm steckt etwas Unheimliches, ich habe ihn sogar schreien gehört.«
Bei diesen Worten zuckte der Pfarrer zusammen. »Meinen Sie das wirklich so?«
»Ja.«
»Muss es denn Elenas Geist sein?«
»Ich habe keine andere Erklärung dafür.«
»Könnte es nicht sein, dass Elena lebt?« fragte der Geistliche weiter und überraschte auch mich damit.
»Wirklich leben? Normal leben, nicht durch irgendwelche unheilige Mächte?«
»Ja.«
»Da sind Sie sicher?«
Der Pfarrer nickte. Uns bewies es, welches Vertrauen uns der Mann in diesem Moment entgegenbrachte.
Harry Stahl verstand die Welt nicht mehr. Gleich mehrmals schlug er gegen seine Stirn. »Entschuldigung«, sagte er, »das ist mir zu hoch. Das wirft ja alles über den Haufen. Da kann ich meine Theorien vergessen. Dann stimmt es letztendlich doch, dass man mich reingelegt und ausgenutzt hat?«
»So wird es gewesen sein.«
»Aber wer?«
»Ihr Auftraggeber, der Vater.«
»Ha, ha, ha…« Harry musste lachen und trampelte mit den Füßen zweimal auf den Boden. »Entschuldigung, aber ausgerechnet dieser Mann, der so stark an seiner Tochter hängt?«
»Das hat er Ihnen gesagt.«
»Stimmt es denn nicht?«
Der Geistliche nahm das Weinglas hoch und schaute so dagegen, als läge darin die Antwort. »Ich denke anders darüber. Um es klar auszudrücken: Er hat sie belogen.« Ein Schluck, dann stellte er das

Glas wieder hin. Ziemlich heftig sogar.
»Na prima, es geht weiter.«
»Lass den Pfarrer reden, Harry«, sagte ich.
»Danke, Herr Sinclair, aber es ist nicht so einfach. Dieser Vater war kein guter Mensch. Er hat mit seiner Tochter Geld verdient, wenn Sie verstehen, worauf ich hinauswill.«
»Nein, noch nicht.«
»Er hat sie an Männer verkauft. Er hat sie zur Prostitution gezwungen. Stellen Sie sich das vor!« Die Stimme nahm an Lautstärke zu. »Seine eigene Tochter! Das gibt es nicht nur in Asien oder Afrika, sondern auch bei uns, den angeblich so aufgeklärten Menschen. Er zog mit seiner Tochter durch die Dörfer und bot sie an. Schrecklich.« Der Pfarrer schüttelte sich, als hätte man kaltes Wasser über ihn gegossen.
»Und das ging gut?« fragte ich flüsternd.
»Eine Weile ja, dann aber nicht mehr.«
»Warum nicht?«
»Weil Tabita davon erfuhr.«
»Wer ist das?«
»Elenas Mutter, eine Zigeunerin, die Scott geheiratet hat. Alle waren dagegen, aber sie hat nicht auf die Ratschläge gehört. Nun ja, es kam dann auch zur Trennung. Tabita ging wieder zu ihren Leuten zurück, die Tochter blieb beim Vater…«
»Moment«, sagte Harry, »Moment mal. Die Mutter hat, soviel ich weiß, Selbstmord begangen.«
»Später, aber das liegt auch schon Jahre zurück. Sie ist nie mehr von ihrer Sippe akzeptiert worden. Sie beging einen rituellen Selbstmord. Was mit ihr ist, weiß niemand. Man hat ihre Leiche nicht gefunden…«
»Gut, und was war mit Elena?«
»Die wuchs heran und wurde in die Schande getrieben, bis sie sich schließlich lösen konnte.«
»Hat der Vater das akzeptiert?« fragte ich.
»Nein.«
»Was tat er?«
Der Pfarrer hob die Schultern. »Ich weiß es nicht, er ist verschwunden.«
Kabanek deutete auf den Schädel. »Wenn Sie jedoch der Meinung sind, dass dies der Kopf Elenas ist, dann bliebe nur die Vermutung übrig, dass der eigene Vater die Tochter auf diese grausame Art und Weise getötet hat.«
»Aber Sie sagten eben, dass Elena noch lebt!«
»Ja, das habe ich gesagt.«
»Und wenn wir davon ausgehen, welchen Kopf tragen wir dann durch die Gegend?«
»Tja, das ist die Frage…«

Wir schwiegen, mussten erst nachdenken, denn wir drehten uns im Kreis. Ich trank Wein, überlegte und berichtete dem Pfarrer dann von dem Vorfall, den wir in Zalany erlebt hatten, während Harry Stahl blass und kopfschüttelnd in seinem Sessel hockte, wobei er dem Schädel hin und wieder einen skeptischen Blick zuwarf.

»Ich bin darüber informiert worden«, sagte Kabanek.

»Können Sie sich denn auch vorstellen, weshalb dieser Kopf den Mann fast tötete?«

»Nicht direkt. Ich habe mir natürlich meine Gedanken gemacht«, sagte er leise und gedehnt. »Es kann eine Rache sein, denn viele Männer haben sich an Elena vergangen, wenn sie an den Vater eine entsprechende Summe zahlten. Und dieser Joschi wird wohl dazugehört haben. Mich hat übrigens mein Glaubensbruder aus Zalany angerufen. Die Polizei wurde nicht eingeschaltet.«

»Wer rächt sich?«

»Elena wohl nicht«, murmelte Harry, der sein Gesicht rieb. Für ihn war eine Welt zusammengebrochen. »Es ist alles falsch«, sagte er, »man hat uns auf eine falsche Fährte gelockt. Aber warum tat man das? Da muss es doch einen Grund geben?«

»Den kennt nur dein Auftraggeber.«

»Möglich.«

Kabanek übernahm wieder das Wort. »Jedenfalls will man in den Orten nicht mehr an diese Zeit der Vergangenheit erinnert werden, deshalb wurde auch hier so heftig reagiert. Ich bin leider zu spät gekommen, um die jugendlichen Schläger abzuhalten. Die Menschen wollen einen Strich unter die Vergangenheit ziehen, sie haben auch Angst.«

»Aber das ist doch vorbei, ich bitte Sie…«

»Das denken Sie, Herr Sinclair. Elena war für die meisten Menschen eine geheimnisvolle Persönlichkeit. Die Frauen haben sie sogar als Hexe bezeichnet. Man hat sie gehasst. Man hat ihr eine Buhlschaft mit dem Teufel nachgesagt. Wir trieben wieder hinein in das finsterste Mittelalter, und Sie werden kaum glauben, wie viele Menschen dies akzeptierten. Als man hörte, dass Elena tot war, atmete man auf und dankte sinnigerweise dem Allmächtigen.«

»Aber sie lebt.«

Er nickte.

»Und woher hat Scott dann den Schädel?«

»Das ist Ihr Problem, Herr Stahl. Sie werden es herausfinden müssen, denke ich.«

»Schön, wo fangen wir an? Sollen wir die anderen Orte noch durchfahren, die auf meiner Liste stehen? Dieser Vater scheint seine Tochter in halb Europa verschachert zu haben.«

»Nein, nein, so weit brauchen Sie nicht zu gehen. Ich denke, dass Sie

das Ende des Wegs schon bald erreicht haben.« Der Pfarrer senkte nach dieser Antwort den Kopf, als schämte er sich, dabei in unsere Gesichter zu schauen.

»Was haben Sie da gesagt?« Harry hatte langsam gesprochen, und ebenso langsam legte er seine Hände auf die Sessellehnen. »Wir sollen schon am Ende des Weges angelangt sein?«

»Nicht ganz, denke ich.«

»Aber wir befinden uns nicht weit entfernt?« hakte ich nach.

»Ja, so kann man es ausdrücken.«

»Dann tun Sie uns doch einen Gefallen und geben Sie uns bitte einen letzten Hinweis.«

Der Pfarrer hob sein Glas und schaute wieder gegen den Inhalt. »Es ist schon seltsam«, sinnierte er, »dass ich Sie kaum kenne, Ihnen jedoch mein vollstes Vertrauen schenke, indem ich Sie in Dinge einweihe, über die ich mit anderen noch nicht geredet habe. Selbst mit Menschen aus diesem Ort nicht. Ich möchte noch einmal einen kleinen Ausflug in die Vergangenheit unternehmen. Mir war schon klar, dass Elena dieses Leben nicht ohne weiteres aushalten konnte. Irgendwann würde sie daran zerbrechen, das hat sie mir mehr als einmal zu verstehen gegeben. Aber auf der anderen Seite stand ihr Vater, und dieser Mensch besaß eine große Macht über sie. Und nicht nur über sie, auch mit der damals herrschenden Klasse verstand er sich. Er war Engländer und gleichzeitig ein zwielichtiger und raffinierter Geschäftemacher und Devisenbeschaffer. Für ihn gab es schon damals kaum eine Grenze, er kam immer durch dank seiner hervorragenden Beziehungen. Nun ja, diese Macht kannte ich ebenso wie seine Tochter. Deshalb war es so schwer, sie aus dem mörderischen Kreislauf herauszuholen. Unsere Treffen fanden stets auf einer konspirativen Ebene statt, niemand durfte davon erfahren, es hätte tödlich sein können. Die Wende trat ein, alles änderte sich, aber Elenas Angst vor dem Vater blieb. Wir haben dann gemeinsam eine günstige Gelegenheit genutzt, und seitdem ist sie verschwunden. Ihr Vater ging wieder in sein Heimatland zurück.«

»Dann hält sie sich schon einige Jahre versteckt?«

»Stimmt, Herr Sinclair.«

»Kann sie sich nicht an die Öffentlichkeit wagen, jetzt da alles anders geworden ist?«

»Nein. Ihr Eintreffen ist das beste Beispiel. Ihr Vater hat nichts vergessen. Er will sie nach wie vor. Nur wagt er sich nicht allein hierher, denn man würde sich an ihn erinnern. Deshalb hat er Sie geschickt, Herr Stahl.«

»Ja, und mit einem Schädel im Gepäck. Dem angeblichen Totenkopf seiner Tochter, zu dem ich den Körper suchen soll.«

Kabanek hob die Schultern. »Was es mit diesem Totenschädel auf

sich hat, kann ich Ihnen nicht sagen. Mir ist sein Verhalten, von dem Sie mir berichtet haben, ein Rätsel. Ein Schädel, der schreien kann, der also normale menschliche Regungen zeigt… ist das überhaupt möglich?«

»Ich habe es erlebt.«

»Sie auch, Herr Sinclair?«

»Nicht in der Form, er hat sich anders gemeldet, durch eine Stimme, wobei ich glaube, dass es eine Frauenstimme gewesen ist.«

Kabanek räusperte sich. »Wer käme da in Frage?«

Ich gab die Antwort, auch wenn sie nur eine Vermutung war. »Ein großes Rätsel umgibt nach wie vor die Frau namens Tabita Scott. Sie wissen, in welche Richtung sich meine Vermutungen bewegen?«

»Mittlerweile ja. Ich will ehrlich sein«, sagte der Pfarrer. »Diese Frau war auch für uns ein Rätsel. Niemand verstand sich mit ihr. Sie stammte eben aus einer anderen Kultur. Sinti und Roma sind leider immer verfolgt worden, nicht nur in Ihrem Land, Herr Stahl, auch im Osten. Deshalb blieb dieser Menschen leider nichts anderes übrig, als sich abzukapseln und ihren eigenen Weg zu gehen. Es ist viel über die einzelnen Sippen geschrieben worden. Was davon stimmt, weiß ich nicht. Ich habe mich nicht mit den Mythen der Zigeuner befasst, aber wenn ich mir den Schädel anschaue, so muss ich zugeben, dass er mir schon Furcht einjagt. Er hat bisher zwischen uns gestanden, und ich werde den Eindruck nicht los, dass er genau zugehört und vieles verstanden hat. Oder denken Sie anderes darüber, meine Herren?«

»Nein«, sagte ich.

»Da stimme ich auch zu«, meinte Harry.

»Wie kann man es testen?«

»Sie wollen, dass der Schädel sich meldet?«

Der Pfarrer nickte mir zu.

»Dein Kreuz?« fragte Harry.

»Bitte?« Kabanek schaute mich irritiert an, aber ich gab ihm keine Antwort.

Ich wandt mich an Harry. »Das ist mir zu gefährlich. Ich habe Angst davor, den Schädel zu zerstören, denn er kann für uns der Wegweiser sein.«

»Wohin?«

»Zu Elena, Herr Pfarrer.« Diese Antwort hatte ich sehr bewusst gegeben, weil ich ihn aus der Reserve locken wollte, denn noch wussten wir nicht, wo sich die junge Frau versteckt hielt.

»Nun ja, ich merke, dass etwas in Bewegung geraten muss. Deshalb werde ich Ihnen den Gefallen tun und Ihnen sagen, wo Sie hingehen müssen, um Elena Scott zu finden. Sie hält sich nicht bei einer Sippe versteckt, da hätte sie unter Umständen ebenso große Probleme bekommen wie ihre Mutter damals. Ich habe sie an einen einsamen

Ort gebracht.«

»Nicht weit von hier?«

»Ja, sie lebt in der Ruine eines kleinen Schlosses, das sich irgendein Graf einmal vor ein paar Jahrhunderten hat bauen lassen. Dort muss sie sein, und sie hat sich dort einigermaßen eingelebt. Hin und wieder bringe ich ihr Kleidung und etwas Geld. Ich versorge sie auch mit Lebensmitteln, aber sie ist sehr allein und dementsprechend menschenscheu geworden. Daran sollten Sie denken, wenn Sie zu ihr gehen. Ich werde Ihnen ein Schreiben von mir mitgeben, damit sie beruhigt ist. Rechnen Sie nicht damit, freundlich aufgenommen zu werden.«

»Das kann ich verstehen«, sagte Harry.

Ich wurde konkreter. »Bitte, Herr Pfarrer, wo genau müssen wir hinfahren?«

»Das kleine Schloss liegt nahe der Elbe, praktisch noch in den Flussauen, steht allerdings auf einem Hügel, sodass es vor dem Hochwasser geschützt ist. Es gibt keinen direkten Weg, mehr ein Spazierpfad, wenn Sie so wollen. Aber die Ruine liegt ziemlich einsam, und sie ist auch nicht zu einem Ausflugsziel geworden, dafür hat sich die Natur ausgebreitet und dem Schloss eine gute Deckung verschafft. Sie müssen in Richtung Fluss fahren und sich dann rechts halten. Bei diesem Wetter ist es schwer, sie zu entdecken. Als Fixpunkt könnte Ihnen ein altes Bootshaus am Ufer dienen. Dort können Sie Ihren Wagen abstellen und gehen anschließend geradewegs nach Norden.«

»Gut, das werden wir finden.« In diesem Augenblick geschah etwas Unheimliches. Keiner von uns konnte es verhindern, aber auf unseren Gesichtern bildete sich eine kalte Gänsehaut. Der Schädel lachte hässlich auf!

***

Wir hockten unbeweglich auf unseren Plätzen und spürten, dass mit dem Totenkopf eine Veränderung vorging. Es war nicht genau zu erkennen, aber ich glaubte schon, so etwas wie einen blassblauen Lichtstreifen über die Schädelplatte hinwegflirren zu sehen. Mit erstickter Stimme meldete sich der Pfarrer. »Die – die Augen – sie leben…«

Ich drehte mich etwas und musste erkennen, dass der Geistliche sich nicht getäuscht hatte. Die leeren Augenhöhlen des Schädels waren wieder ausgefüllt worden. Augen schimmerten darin, Kabanek konnte es noch immer nicht fassen. Er hatte seine Hände gegen die untere Hälfte des Gesichts gepresst, und über die Nägel hinweg schauten die geweiteten Augen gegen das Totenkopfgesicht.

Er sprach, obwohl seine Hände die Lippen beinahe noch berührten.

»Die – die Augen – das sind die gleichen wie bei ihr…«
»Wie bei Elena?«
Er nickte.
»Aber das kann nicht sein. Sie haben Elena doch in ein Versteck gebracht, Herr Kabanek.«
»Ja, schon – aber…!« Der gute Mann war völlig durcheinander. Ich ließ ihn in Ruhe. Wie Harry kümmerte ich mich um den Schädel, und wir beide sahen so etwas wie kalten Triumph, der innerhalb der Pupillen schimmerte, als hätte der Geist in diesem Schädel genau das erfahren, was er schon immer hatte wissen wollen.
Und dann waren die Augen wieder weg.
Aufgelöst, verschwunden, jedenfalls blickten wir in die leeren Schächte der Höhlen.
»O Gott«, stöhnte der Pfarrer, »wo soll das denn noch alles hinführen? Mein Gott, ich habe es nur gut gemeint…«
»Sie werden vom Grauen verschont bleiben, Herr Pfarrer«, versprach ich ihm.
»Ich hoffe es, aber ich werde für Sie und Elena beten.«
»Das ist gut.«
Ich bückte mich und hob die Aktentasche an. Die stellte ich auf den Tisch, klappte sie auf und ließ den Totenschädel darin verschwinden. Der Pfarrer hatte mir zugeschaut und bat mich dann mit leiser Stimme, ihn doch zu zerstören.
»Das liegt nicht an uns. Es kommt darauf an, wie sich die Dinge weiter entwickeln werden.«
»Was glauben Sie denn?«
»Wir schaffen es. Und wenn wir es geschafft haben, werden wir Elena zu Ihnen zurückbringen. Dürfen wir das?«
»Ja, ja, das tun Sie mal. Moment noch.« Er drehte sich um und holte von seinem Schreibtisch einen Block. Auf die oberste Seite kritzelte er hastig einige Sätze und drückte mir die Botschaft in die Hände. »Bitte, Sie müssen Elena diese Zeilen geben, nur dann werden Sie ihr Vertrauen gewinnen.«
»Wir werden es nicht vergessen, Herr Pfarrer.«
»Danke.«
Ich nahm die Aktentasche auf und wandte mich zur Tür. Harry Stahl folgte mir. Der Geistliche blieb hinter uns. Seine Schritte waren schlurfend.
Er brachte uns zum Ausgang. Ich hatte befürchtet, dass der Dunst noch stärker geworden war. Zum Glück nicht, denn ein mäßiger Wind war aufgekommen und hatte große Lücken in den grauen, unendlich erscheinenden Vorhang gerissen. Wir konnten sogar den Fluss riechen. Es war kaum ein anderer Geruch als der, den ich von der heimischen Themse her kannte.

Nur roch es hier weniger nach Industrie.
Auf der Treppe stehend, reichten wir uns die Hände. Der Pfarrer hielt die Lippen hart zusammengepresst. Er suchte nach Worten. Schließlich bedankte er sich für unsere Hilfe. »Wissen Sie, ich habe immer wieder gehofft und gewartet. Ich bin ein Mensch, der noch an die Gerechtigkeit des Schicksals glaubt, und in diesem Fall scheine ich richtig zu liegen. Versuchen Sie bitte alles, um die Dinge wieder ins rechte Lot zu rücken. Nicht nur ich wäre Ihnen dankbar.«
»Wir werden uns bemühen«, erklärte ich.
Dann gingen wir und spürten die Blicke des Pfarrers auf unseren Rücken brennen.
Als wir einstiegen, fragte mich Harry Stahl: »Mal ehrlich, John, hättest du gedacht, dass sich der Fall derartig entwickeln würde?«
»Nie.«
»So ist das Leben. Wie eine Sinuskurve. Mal schwimmst du oben, dann bist du wieder unten.«
»Und so siehst du dich?«
»Momentan in der Mitte.« Er atmete stöhnend. »Was sich schnell ändern kann. Bei meinem Pech könnte ich leicht wieder unten landen.«
Ich wusste, was Harry damit meinte. Er hatte nicht viel mit mir über seine Probleme gesprochen, aber er trauerte der Zeit als Kommissar noch immer nach. Und das würde sich auch so schnell nicht ändern.

***

Der Mann lauerte wie ein Phantom im Schatten der Kirchhof mauer. Hinter ihm befand sich der kleine Friedhof, ein verwildertes Gelände, das ihm als ideales Versteck gedient hatte. Später war er dann, als er den Motor des Wagens gehört hatte, über die Mauer geklettert, hatte sich an einer Kante den Mantel eingerissen und war vor der Mauer stehen geblieben, um auf die beiden Besucher des Pfarrers zu warten, die sich lange Zeit ließen, bis sie das Haus verließen.
Dann, als nach einer Weile endlich der Lichtschein aus der offenen Tür ins Freie fiel und sich die drei Gestalten auf der Treppe abmalten, wusste der Mann, dass es soweit war.
Seine Augen begannen zu glänzen. Er schob seine rechte Hand in die Manteltasche, die durch das Gewicht der darin steckenden Luger-Pistole ziemlich weit nach unten gezogen wurde. Die Waffe steckte er in den Hosenbund und wartete eisig lächelnd ab, bis die Heckleuchten des Opels von der Dunkelheit aufgesaugt worden waren.
Erst dann atmete er durch.
Die Tür war wieder von innen geschlossen worden. Damit hatte der Mann gerechnet, der nun bereit war, die Spuren zu löschen, die an eine schlimme Vergangenheit erinnerten.

Dieser verdammte Pfarrer wusste einfach zu viel von ihm. Er würde es weitertragen, und das gefiel dem Beobachter überhaupt nicht. Er hätte auch nie gedacht, dass dieser Detektiv die Spur so schnell finden würde, aber sie waren zu zweit, und das wiederum hatte Wilbur Scott nicht einkalkuliert.

Niemand ließ sich in der Nähe blicken. Um diese Zeit und bei einem derartigen Wetter zogen es die Bewohner von Roudnice vor, in den Häusern zu bleiben. Es war auch besser für sie, denn einen Zeugen hätte Scott sofort ausgelöscht.

Den Weg bis zur Außentreppe hatte der Mann in kurzer Zeit zurückgelegt. Die Stufen ging er vorsichtig hoch, weil nasses Laub auf ihnen eine Rutschfläche bildete.

Am Haus, das im Windschatten der Kirche lag, umwaberte ihn der seichte Dunst. Der Wind hatte es noch nicht geschafft, ihn zu vertreiben, so fand Wilbur Scott zusätzlich Schutz.

Unter der Außentür sickerte ein bleicher Streifen. Der Geistliche hatte das Flutlicht nicht ausgeschaltet, auch zwei Fensterrechtecke waren von einer dunstigen Helligkeit erfüllt, die von Vorhängen etwas gedämpft wurde.

Die Klingel stammte noch aus alten Zeiten. Der Mann musste den Knopf tief drücken, um ein Geräusch zu hören. Das Scheppern klang, als hätte jemand Porzellan fallen gelassen.

Scott blieb vorsichtig. Er trat so weit von der Tür weg, dass derjenige, der öffnete, ihn nicht genau erkennen konnte. Seine Gestalt und auch die Gesichtszüge zerflossen im Dunst und in der grauen Dunkelheit der Nacht.

Das Türholz war so dick, dass er die Tritte nicht hörte. Vorsichtig wurde ihm geöffnet.

»Guten Abend, Herr Pfarrer.« Scott redete in der Landessprache und nahm so einen Teil des Misstrauens. Seine Kalkulation ging auf, denn der Geistliche zog die Tür weit auf.

»Bitte…?«

»Ich möchte mit Ihnen reden.«

Kabanek zwinkerte etwas. Ihm gefiel nicht, dass der Mann im Dunkeln stand. »Augenblick mal, wer sind Sie denn…?«

»Sie kennen mich!« Scott trat vor. Er lächelte dabei kalt und sah deutlich das Erschrecken auf dem Gesicht des anderen.

»Sie…?«

»Ja, ich. Überrascht? Es ist lange her, nicht wahr?« Er ging noch näher und hatte seine Waffe gezogen, aber die sah Kabanek nicht, weil er sich zu sehr auf das Gesicht des Mannes konzentrierte. Er spürte nur den Druck, der ihn in Magenhöhe erwischte.

Automatisch trat er einige Schritte zurück. Das genau hatte Scott gewollt, so konnte er das Haus betreten und die Tür mit einem

Fußkick nach hinten schließen.

Sie standen sich im schmalen Flur gegenüber. »Hier können Sie nicht ausweichen, Pfarrer. Wenn ich schieße, dann zerreißt Ihnen die Kugel die Gedärme. Ich habe die Waffe mit Dumdumgeschossen geladen. Wissen Sie, was das bedeutet?«

»Nein, nicht…«

»Die Kugeln sind vorn abgeflacht. Die reißen Löcher in Ihren Körper so groß wie Fäuste. Also überlegen Sie sich gut, was Sie tun.«

»Ja, ich bin – meine Güte, ich kenne keine Gewalt. Ich habe sie nie angewendet.«

»Schön.«

»Das wissen Sie doch von damals.«

Scott zog die Finger der freien Hand durch seinen Spitzbart. »Sie standen stets auf der anderen Seite, das habe ich nicht vergessen. Sie haben mich verraten. Es war schließlich meine Tochter, mit der ich unterwegs war.«

»Schändlich haben Sie das junge Mädchen behandelt. Es war beinahe noch ein Kind. Schämen sollten Sie sich dafür. Ihre Frau hat es in den Tod getrieben, und Sie…«

Blut spritzte plötzlich aus der Unterlippe des Geistlichen, denn Scott hatte mit der Waffe zugeschlagen. Kabanek verstummte, er presste seine Hand gegen die getroffene Stelle, erhielt einen Stoß, der ihn bis an die offene Tür des Wohnzimmers katapultierte, und ein zweiter Stoß ließ ihn in den Raum torkeln. Dort konnte er sich fangen, nahm die Hand vom Mund und schaute entsetzt auf die blutbeschmierte Fläche.

»Das nur zur Klärung der Fronten«, sagte der Engländer und sah das Nicken des Pfarrers. Aus der Hosentasche holte Kabanek ein Tuch und presste es gegen die blutende Lippe. Mit einer entsprechenden Bewegung bedeutete Scott ihm, dass er sich setzen durfte. Der Pfarrer ließ sich in einen Sessel fallen, der nicht neben dem alten Telefon stand. Sein Besucher blieb stehen. Nicht nur dessen Augen schauten auf ihn herab, sondern auch die Mündung der Waffe, und in dieser Pose sah Scott aus wie ein Henker.

»Können Sie reden, Kabanek?«

»Ich versuche es.« Er nahm das Tuch weg. Die Lippe blutete noch und schwoll allmählich an.

»Gut. Sie hatten Besuch!«

»Ja, die beiden Männer.«

»Kannten Sie die?«

»Nein.«

»Dafür haben Sie sich lange mit Ihnen unterhalten.«

Kabanek hob die Schultern. »Himmel, das ist doch wichtig gewesen. Sie sind wegen alter Geschichten in unserem Land, die uns alle etwas

angehen. Sie kamen mir vor wie Boten aus der Vergangenheit, an die ich nicht mehr erinnert werden wollte, und Sie haben sogar den Schädel mitgebracht.«

»Den meiner Tochter?«

»Ja oder nein. Ich habe ihn doch nicht identifizieren können. Ich hatte ja direkt nichts damit zu tun. Aber was erzähle ich Ihnen das alles. Sie sind dabei gewesen, Sie müssten es am besten wissen.«

»Das kann man sagen.«

»Eben.«

»Da ist noch was. Diese beiden Männer sind relativ lange hier geblieben und dann wieder gefahren. Wo haben Sie sie hingeschickt?«

Der Pfarrer war kein Dummkopf. Er hatte gewusst, dass diese Frage gestellt werden würde. Und er hatte lange in einer Zeit gelebt, als Pfarrer beim Regime so beliebt gewesen waren wie eine Teufelsstatue im Nonnenkloster. Schon damals hatte Kabanek eine Art entwickelt, sich aus gewissen Dingen offiziell herauszuhalten, obwohl er inoffiziell sehr wohl im Untergrund tätig gewesen war und auch stets Unterstützung vom Vatikan erhalten hatte.

Im Klartext bedeutete dies: Er hatte es durchaus gelernt, gewisse Wahrheiten zu verändern, ohne dass er dabei groß aufgefallen wäre. Diese Gabe beherrschte er noch immer. Er tupfte gegen seine Lippe, hob die Schultern und gab auch seinen Augen einen harmlosen Ausdruck. »Das ist nicht wahr, mein Herr. Ich habe die beiden nicht weggeschickt. Ich habe sie auch nirgendwo hingeschickt. Sie müssen es mir glauben. Dieser Sinclair und sein deutscher Freund Stahl wussten anscheinend genau, wohin sie wollten.«

»Das habe ich gesehen. Und wohin sind sie?«

Kabanek hob die Schultern, und er hörte dabei, wie sein Besucher vor Wut mit den Zähnen knirschte. »Sie wollen mir doch nicht erzählten, dass Sie nichts wissen?«

»Sie wollten weiter nach Süden, denke ich.«

»In der Nacht?«

»Ja.«

»Ohne eine genaue Zielangabe?«

»Mir haben Sie nichts getan.«

Wilbur Scott nickte, doch es gab keinen Grund für den Geistlichen, aufzuatmen, denn er hörte, wie der Engländer sagte: »Wissen Sie, weshalb ich zu Ihnen gekommen bin?«

»Sie wollten was über die Männer wissen.«

»Das auch. Aber ich bin zudem erschienen, um Sie zu töten. Ich will die Spuren der Vergangenheit löschen, verstehen Sie?«

Kabanek blieb gelassen. »Indem Sie sich jemanden geholt haben, der den Körper Ihrer Tochter finden soll?«

»Auch das gehört zu meinem Plan. Er soll ihn finden, aber er wird es

nicht überleben. Die Leichen der beiden Typen werden irgendwo in diesem Land verscharrt werden, und es wird niemanden geben, der sich um sie kümmert.«

»Das denken Sie.«

»So wird es sein.«

»Ich glaube es nicht.«

»Davon haben Sie nichts, Herr Pfarrer!« erklärte Scott mit kalter Stimme.

»Noch einmal, Sie wissen also nicht, wo sich die beiden Kerle jetzt aufhalten?«

»Und wenn Sie mich teeren und federn, ich kann Ihnen nichts sagen, Herr…«

»Keine Förmlichkeiten«, erklärte Scott. Er bewegte sich um den Tisch herum, verfolgt von den Blicken des Geistlichen, der schon merkte, wie ernst es allmählich wurde. Dicht neben ihm an der rechten Seite blieb der Engländer stehen. Er senkte die Hand mit der Waffe so tief, dass die Mündung die Schläfe des Geistlichen berührte. Als Kabanek den kalten Druck spürte, erschauderte er.

»Eine Kugel reicht, und die Hälfte Ihres Schädels ist weg.«

»Ich weiß.«

»Sterben Sie so gern?«

Der Pfarrer brachte nur mühsam ein »Nein« über die Lippen, und Scott freute sich.

»Hast also doch Angst, du Pope, aber das spielt keine Rolle mehr. Ich werde dich erledigen und mich dann auf die Suche nach den beiden Kerlen machen.«

»Auch nach dem Körper Ihrer Tochter?«

»Was denken Sie?«

Kabanek sprach jetzt schneller. »Es könnte noch eine andere Möglichkeit geben, denke ich mal.«

»Tatsächlich? Welche denn?«

»Dass Elena lebt!« Zu viel gesagt, schoss es Kabanek durch den Kopf, denn der Waffendruck verstärkte sich, und er glaubte schon daran, dass die Kugel schräg in seinen Kopf fahren würde, so heftig war die Reaktion des Mannes ausgefallen.

Er fing sich jedoch wieder. »Noch mal, mein Freund, und ganz vorsichtig. Was hast du gesagt?«

»Elena lebt, ich weiß es.«

»Wo steckt sie?«

»Nicht weit von hier entfernt. Sie – sie hat all die Jahre überlebt und sich versteckt gehalten. Dieser Kopf – das ist nicht der ihre. Es ist ein anderer.«

»Ach ja? Wem gehört er denn?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber ich habe ihn gefunden. Nein, man hat ihn mir sogar gegeben. Man hat ihn mir gebracht. Zigeuner müssen es gewesen sein. Ich habe die Botschaft gelesen, die dabei lag. Aber ich will beides haben, den Kopf und den Körper.«

»Man hat Sie reingelegt. Das Spiel läuft anders. Jeder denkt, er hielte die Fäden in den Händen, jeder hat etwas Recht, aber nur etwas, nicht ganz.«

»Und wie läuft es wirklich?«

»Ich kann es Ihnen sagen.«

»Dann los.«

»Nicht hier.«

Scott lachte. »Du willst mich reinlegen, du sanfte Ratte. Du willst mich nur…«

»Nein, wir können die Wahrheit nur woanders finden. Begreifen Sie das endlich, verdammt noch mal.«

»Wo können oder wo werden wir sie denn finden?«

»Da, wo sich auch Elena aufhält…«

***

Eine etwas philosophische Beschreibung kam mir in den Sinn, als wir das Bootshaus an der Elbe erreicht hatten.

Ein Haus am Meridian der Einsamkeit.

Nichts bewegte sich in der Umgebung, der graue Strom ausgenommen, über dem die Dunstschwaden wie treibende, blasse Leichentücher lagen.

Sie hatten sich an den Wellen festgeklammert, Gespenster aus dem Reich der Schatten, unwirklich und doch so normal.

Normal war ebenfalls, dass wir das andere Ufer nicht erkennen konnten.

Es verschwamm im schwarzen Nebel der Nacht. Selbst das Rauschen des Flusses klang wie eine gedämpfte Musik.

Das Bootshaus befand sich hinter uns. Es hatte seinen Halt auf hohen Stelzen gefunden und trotzte noch immer den anrollenden Wellen und der Witterung. Es stand nicht direkt am Hauptstrom, sondern an einem schmalen Seitenarm, der sicherlich im heißen Sommer ausgetrocknet war.

Buschwerk und dichtes Gras wuchsen auf dem feuchten Boden, und die Kühle der Nacht ging allmählich in eine gewisse Kälte über, die schon an den nahen Winter gemahnte.

Harry Stahl rieb seine Hände und deutete anschließend nach vorn. »In diese Richtung müssen wir also.«

»Ja.«

Begeistert schaute er nicht aus. Wir hatten trotzdem Glück gehabt, denn der dichte Dunst vor uns war von leichten Windböen

aufgewirbelt worden.

Es waren Löcher entstanden, und sie sahen beinahe so aus wie Tunnel. Von Entfernungen hatte der Pfarrer nicht gesprochen, wir konnten nur hoffen, dass keine zu große Strecke vor uns lag. Ich hatte die Aktentasche natürlich mitgenommen, und meine rechte Hand umklammerte den Bügel.

Es war kein Spaziergang, aber auch kein zu schwieriger Weg. Nebeneinander schritten wir her, beide beschäftigt mit unseren Gedanken, die sich nur um ein Thema drehten, worüber wir allerdings nie laut sprachen.

Mein Gefühl pendelte zwischen Hoffen und Bangen. Ich hoffte, das Mädchen zu finden und dass die böse kleine Elena so schlimm gar nicht war.

Allerdings bangte ich auch darum, dass meine Hoffnung enttäuscht werden könnte, und dies bereitete mir leichte Magenschmerzen.

Der Dunst griff nach uns. Es war überall. Manchmal trieb er vom Fluss her in großen Wolken gegen uns. Er strich dann über unsere Rücken und hüllte die Körper ein.

Der Atem vor unseren Lippen vermischte mit dem Nebel. Wir merkten, dass das Gelände nicht flach blieb. Beim Hinfahren war es uns kaum aufgefallen, nun aber ging es stetig bergan, wobei die Finsternis um keinen Deut wich, allerdings eine Kontur erhielt, die wir gleichzeitig sahen und deshalb stehen blieben.

»Das ist es, John!«

Es konnte keine andere Lösung geben. Die Ruine des alten, kleine Schlosses oder was immer es gewesen sein musste, lag wie eine Ansammlung aus Bauklötzen inmitten der Landschaft, zum Greifen nahe, zwar vom dünnen Dunst umweht, aber nicht so stark, als dass sie überhaupt nicht zu erkennen gewesen wäre.

Ein dunkles Gemäuer, kein Licht, nur tiefe Stille, die darauf zu warten schien, zerrissen zu werden.

Harry wiegte den Kopf. »Die Ruine sieht nicht gerade bewohnt aus, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Stimmt.«

»Glaubst du noch, dass wir Elena dort finden?«

»Lass uns hingehen.« Ich wollte nicht länger diskutieren, sondern endlich Nägel mit Köpfen machen, und hatte kaum den ersten Schritt getan, als ich etwas spürte.

Es war eine Bewegung, und sie ruckte noch in meiner rechten Hand nach. Zunächst war ich irritiert, weil ich keinen Grund erkennen konnte, denn ich selbst hatte die Hand nicht bewegt. Ich schaute dabei nach rechts unten, und auch Harry nahm die Veränderung meiner Haltung wahr. »He, was ist denn?«

Ich stellte die Tasche ab.

»Sag schon.«
»Moment noch.«
Ich hatte mich gebückt und schaute von außen gegen die Tasche. Dieser Ruck war nicht normal gewesen. Da ich die heftige Bewegungen nicht verursacht hatte, konnte nur der Inhalt die Schuld daran tragen.
Der Schädel hatte sich bewegt!
Harry Stahl wusste jetzt, dass etwas passiert sein musste, und er hielt sich zurück. Ich besah mir die Aktentasche – und sie bewegte sich.
Sogar die leichte Ausbeulung war zu sehen. Ein Tier schien sich befreien zu wollen, wir allerdings wussten, dass sich der Schädel sicherlich nicht verwandelt hatte.
»Mist«, flüsterte der Detektiv. »Was machen wir denn jetzt?«
»Wir werden unseren Weg fortsetztten.«
»Und dann?«
Ich deutete auf die Tasche. »Dieser Kopf hat genau gemerkt, dass er seinem Ziel entgegengetragen wird. Er spürte die Nähe, und genau das hat er uns mitgeteilt.«
»Befreien willst du ihn nicht?«
»Später vielleicht.« Ich hob die Tasche wieder an. Mein Begleiter hatte sich bereits zur Seite gedreht. In seiner rechten Hand trug er die Stableuchte, die er aus dem Wagen mitgenommen hatte. Noch ließ er sie ausgeschaltet, was auch gut war, denn wir wollten im Schutz der Dunkelheit so nahe wie möglich an unser Ziel heran und erst zwischen den alten Mauern das Licht einschalten.
Die Ruine lag nicht direkt auf einem Hügel, auch wenn man von einer Erhöhung sprechen konnte. Sie allerdings war abgeflacht und glich eher einer Kuppe.
Wie übergroße Bausteine schälten sich die Reste des Schlosses hervor. Sie hatten unterschiedliche Formen, die einen standen in die Höhe, die anderen lagen auf der Seite.
Die Bruchstücke selbst wurden von den weichen Dunstschleiern umweht, sodass es aussah, als gingen die Mauerreste ineinander über. Ich schaffte es nicht, mir ein genaues Bild von dieser Ruine zu machen, weil da einfach alles im Fluss war.
Die ersten großen Steine bildeten Hindernisse, die wir leicht überkletterten. Es bestand Rutschgefahr, denn jeder Stein zeigte an der Oberfläche eine gewisse Glätte, die sich aus pflanzlichen Resten gebildet hatte.
Mir war es ein Rätsel, wie es ein Mensch in dieser Umgebung so lange aushalten konnte. Es gab in dieser Umgebung einfach nichts, was das Leben lebenswert machte. Wer sich hierher zurückzog, der musste schon sehr große Sorgen haben.
Ich blickte mich ebenso um wie Harry Stahl. Nichts fiel uns auf,

niemand zeigte sich, und Harry, der unbedingt seine Lampe einschalten wollte, tat es endlich.

Auch da wurde es nicht besser. Ein armbreiter Strahl riss eine helle Schneise in die Dunkelheit. In ihm wallte der blasse Dunst. Der Lichtkegel traf nasses Gemäuer, das sich aus klobigen Quadern zusammensetzte, es glitt hinein in Risse und Spalten. Wir sahen Lücken der unterschiedlichsten Formen, als hätte sie jemand mit einem Meißel geschaffen.

Ansonsten war die Umgebung tot und leer.

»Man hat uns doch wohl nicht wieder reingelegt?« murmelte Harry, als er seinen Arm schwenkte. Er und ich verfolgten den Lichtkreis, aber er brachte uns keine neuen Erkenntnisse.

»Verstecke gibt es hier genug. Komm mit.« Noch befanden wir uns am äußeren Kreis der Ruine. Wir tasteten uns voran, überkletterten Steine und sprangen vorbei an schiefen Mauern.

Wenn ich davon ausging, dass wir uns dem Innern des ehemaligen Gebäudes näherten, so sahen wir jetzt, dass doch einiges stehen geblieben war. Eine relativ hohe Mauer an der linken Seite. Wir sahen auch den Ansatz eines Dachs, das sich weiter hinzog und so vor dem Regen und der Nässe schützte.

Wir tauchten in diesen relativ normal gebliebenen Raum hinein. Kalte Luft wehte uns entgegen. Der Dunst hatte sich verzogen. Was früher einmal ein Saal oder ein großer Raum gewesen war, breitete sich vor uns als schmutzige Leere aus, in der wir keinerlei Spuren entdeckten, bis der zitternde Lampenkegel plötzlich zur Ruhe kam.

Harry hatte sein Ziel gefunden.

Es war ein Lager!

Wir sahen eine Zeltplane, die eine Schräge bildete, mit der Wand abschloss, an einer Seite aber offen war, sodass wir hineinleuchten und hineingehen konnten.

»Das ist es!« flüsterte Harry.

»Bleib du zurück«, murmelte ich und bewegte mich vor. Die Tasche nahm ich mit. Nach wenigen Schritten nur und vom Lichtbalken der Lampe begleitet, hatte ich das Ziel erreicht, denn unmittelbar vor dem Eingang ging ich in die Knie.

Da sah ich eine Kochstelle aus Steinen, Decken, einen Schlafsack, Regalbretter, auf denen Lebensmittel standen, ein alter Mantel hing an einem Haken, der in das Gestein getrieben worden war. Ich schnupperte, weil mir der Geruch von kalter Asche in die Nase wehte.

Das hier war ein Lager, und es war augenscheinlich, dass es benützt wurde.

Nur die Hauptperson fehlte. Den Grund kannte ich nicht, ich hoffte nur, dass Elena bald erscheinen würde, weil ich mir nicht vorstellen konnte, dass sie das Lager so mir nichts dir nichts verlassen hatte.

Wahrscheinlich lauerte sie in der nahen Umgebung, in der sie sich auskannte, und beobachtete uns.

Ich hatte die Tasche wieder abgestellt und sie fast vergessen, aber ihr Inhalt erinnerte mich wieder daran, dass hier einiges nicht mit rechten Dingen zuging.

Er bewegte sich.

Er schabte von innen her gegen das Leder. Es hörte sich an, als wären Zähne dabei, von oben nach unten zu gleiten. Ich konnte mir auch vorstellen, dass der Schädel es irgendwann schaffte, das Leder der Tasche zu durchbeißen.

Ich hörte Harrys Kommentar. Er sprach mit gepresster Stimme. »John; du solltest ihn befreien, denke ich. Wenn uns jemand den Weg zu Elena zeigen kann, dann der Schädel.« Er leuchtete die Tasche an, deren Schloss im bleichen Licht schimmerte.

Ich öffnete es, bog den Bügel zurück und zog die beiden Hälften auseinander.

Ein Blick in die Tasche reichte. Der Kopf lebte, er bewegte sich. Da ich damit gerechnet hatte, hielt sich mein Erschrecken in Grenzen, auch wenn sich der Totenschädel innerhalb der Tasche gedreht hatte, jetzt auf dem Hinterkopf lag und mir sein Gesicht zuwandte, in dem mir besonders die großen Augenhöhlen auffielen, die nicht mehr leer waren, sondern sich wieder mit einem unheimlichen Ausdruck gefüllt hatten. Dunkle Pupillen, die in einer helleren Flüssigkeit schwammen.

Das Licht erreichte ihn zwar, ließ aber einen Teil des Schädels im Dunkeln, sodass sich auf seinem bleichen Gebein Schatten ausbreiteten. Sie gaben dem Totenkopf einen noch unheimlicheren Glanz. In den Pupillen schien eine nahezu teuflische Weisheit ihren Platz gefunden zu haben.

Sein Maul stand offen. Auch dort hinein konnte ich schauen, aber ich sah nicht, ob sich auch dort etwas bewegte. Zwischen den gelben Zähnen öffnete sich das Maul wie ein tiefer Schlund.

Ich wolle ihn anfassen, da zuckte meine Hand schon im Ansatz der Bewegung zurück.

Diesmal hatte sich der Schädel nicht nur bewegt, er war sogar gesprungen.

Sein Maul klappte zu, er hätte nach meiner Hand geschnappt, und irgendwo in seiner knöchernen Tiefe erklang ein gefährliches Knurren, ähnlich dem eines Hundes, der angreifen wollte.

Ich riskierte es trotzdem, packte den Schädel mit beiden Händen an den Seiten und holte ihn hervor. Sofort stellte ich ihn neben der Tasche ab und zog mich von ihm zurück.

Harry lauerte im Hintergrund. Er leuchtete den Schädel, die Tasche und mich an, als wäre er jemand, der einen Scheinwerfer über eine Bühne hin und her bewegte, um ihn dann auf einen bestimmten Punkt

zu konzentrieren.

Der Schädel tat nichts.

Er stand starr auf der Stelle, und nur seine Augen bewegten sich.

Mir schien es, als würden sie etwas suchen und sich auf ein Ziel einpendeln. Wenn das Licht der Taschenlampe sie traf, blitzten sie auf, denn in ihnen entstanden Reflexe aus Hell und Dunkel.

Er suchte.

Er wollte mit etwas Kontakt aufnehmen, denn wieder hörten wir aus einer nicht begreifbaren Tiefe ein Geräusch.

Kein tiefes Stöhnen, eher ein Krächzen.

»Hier – Elena – sehen…«

Wir schauten uns an.

Harrys Hand mit der Lampe begann zu zittern. Auch ich merkte, dass etwas über meinen Rücken rieselte.

»Sie wird kommen, John. Der Totenkopf hat sie gerufen. Sie hat ihn gehört.«

»Sei still.« Ich hatte mich zur Seite bewegt, weil ich in den Schatten der Wand wollte. Es roch feucht, nach Steinen, nach Vergänglichkeit und Asche.

Auch Harry hielt sich zurück. Selbst der Schädel blieb stumm. Wir hatten den Eindruck, als wäre die Zeit stehen geblieben. Sie umklammerte uns wie mit langen Armen, deren Griff wir nicht sprengen konnten.

In dieser kleinen Welt fühlten wir uns wie in einen Traum versetzt. Alles andere, was sonst auf dem Erdball passierte, war uninteressant geworden, es war allein wichtig, sich hier, auf dieser Insel, zu konzentrieren, denn jedes fremde Geräusch würde auf dieser kleinen Fläche schon etwas Weltbewegendes sein.

Wie der Tritt – wie das Knirschen – wie auch das leise Schleifen im Hintergrund.

Harry atmete zischend aus. Hinter seiner eingeschalteten Taschenlampe wirkte er wie eine dunkle Statue, die aber sprechen konnte, denn er fragte:

»Hast du das gehört, John?«

»Sicher, sie kommt.«

Harry schluckte. »Elena…?«

»Ich will es hoffen.«

»Verdammt, das ist…«

»Nicht bewegen, Harry!«

Er tat mir den Gefallen. Nur seine rechte Hand zitterte leicht, was sich auf den Strahl übertrug. Sein Kegel hatte zwar den Schädel erfasst, aber er sah durch das Zittern aus, als hätte er auf ihm eine leuchtende Gänsehaut hinterlassen.

Jemand näherte sich, der sich im Hintergrund aufgehalten hatte. Uns

war es bisher nur gelungen, einen kleinen Teil der alten Ruine zu durchleuchten. Dass wir relativ schnell Elenas Lager gefunden hatten, konnten wir als Glück ansehen.

»Jetzt dreh dich um!«

Harry wusste Bescheid, was ich damit gemeint hatte. Er sollte sich nicht nur umdrehen, sondern auch in eine bestimmte Richtung leuchten, was er auch tat.

Wieder wurde die Dunkelheit zerschnitten. Diesmal glitt der Lichtarm nicht ins Leere. Auf einmal, wie vom Himmel gefallen, stand da die Gestalt, die Frau…

Elena war da!

***

Es gab nichts, was jetzt noch zwischen uns stand. Keiner von uns gab einen Kommentar ab. Die Szene sprach für sich, und wir mussten sie auf uns einwirken lassen.

Böse kleine Elena…

Aber war die Gestalt, die da vor uns stand, tatsächlich so böse? Ich konnte dies beim besten Willen nicht unterschreiben, sie sah eher – ja, wie sah sie aus?

Es fiel mir schwer, ihren Zustand zu beschreiben. Was das Äußere anging, war alles klar. Wegen der Kälte hatte sie einen alten Mantel über ihr Kleid gezogen. Das Haar war dunkel, es umhing den Kopf wie eine faserige Gardine, die aus unterschiedlich langen Fetzen bestand. Das Gesicht war eingefallen, die Haut wirkte bleich, die Augen lagen tief in den Höhlen, und der Mund mit den breiten Lippen zitterte leicht. Ob vor Furcht oder Kälte, das konnte ich nicht sagen, aber sie schien sich zu fürchten. Die Arme hingen wie Stöcke zu beiden Seiten des Körpers herab, nichts an ihnen bewegte sich, und die Finger hielt sie weit ausgestreckt.

Das Licht hatte sich auch in ihren Augen gefangen. Sie zeigten einen sehr traurigen Ausdruck. Auf den Wangen verteilten sich graue Schmutzflecken.

Als Elena einen zögerlichen Schritt nach vorn ging, hob sie den Arm, und ihre Bewegung glich der eines Zombies.

Da war nichts Geschmeidiges mehr, aber sie war keine lebende Leiche, sondern ein Mensch, der meiner Ansicht nach unter einem tiefen Schock litt.

Ein zitternder Zeigefinger wies nach vorn. Verfolgte ich seine Spitze, so war zweifelsfrei der Schädel das Ziel.

Wusste sie Bescheid?

Wir mussten davon ausgehen, doch in den folgenden Sekunden geschah erst einmal nichts.

Bis sie die Lippen bewegte.

Wir hörten nichts.

Harry wollte sie ansprechen, aber er unterließ es, denn das Flüstern erreichte unsere Ohren.

Hatte sie Mutter gesagt?

Soviel von ihrer Sprache verstand ich noch, und ich sah, wie sie Luft holte. Auch das war bei ihr kein normaler Vorgang, sie pumpte sich regelrecht auf, und plötzlich drang ein irrer Schrei aus ihrem Mund. Er war so laut und plötzlich aufgebrandet, dass Harry und ich zusammenzuckten, obwohl wir damit gerechnet hatten.

Ein Schrei, ein Wort.

»Mutter!«

Als Echo brandete er in unseren Ohren wider, und das Gesicht der Elena verzerrte sich in einer unbeschreiblichen Pein. Sie hielt es an ihrem Platz nicht mehr aus und warf sich mit einem kraftvollen Sprung auf den Kopf ihrer Mutter zu…

***

Ich wollte nicht, dass sie auf ihn prallte und dabei das brüchige Gebilde zerstörte.

Deshalb warf ich mich entgegen. Ich fing sie auf, und sie fiel in meine Arme. Einen winzigen Augenblick nur bewegte sie sich, sodass ich den Eindruck hatte, keinen lebendigen Menschen festzuhalten, eher eine starre Person, eine Leiche, die ich aus dem Sarg geholt hatte.

Sie schrie nicht. Ihr Gesicht hatte sich in stummer Panik verzerrt. Die Augen waren verdreht. Aus dem offenen Mund strömte ein säuerlicher Geruch, und ich stellte sie wieder hin, so wie man einen Besen wegstellt, nur hielt ich die junge Frau fest.

Sie stierte nach vorn.

Aus dem Mund rann heller Speichel und hinterließ dünne Streifen zwischen Unterlippe und Kinn.

Denn die Worte. Abgehackt, keuchend. Immer die gleichen. »Mutter – Mutter…«

Sie hatte ihre Mutter erkannt oder vielleicht auch nur gespürt, dass es ihr Schädel war. Elena war nicht normal, denn in den dunklen Augen leuchtete der Wahnsinn. Zu lange hatte sie hier allein gehaust, zu lange war sie mit dem eigenen Schicksal und ihren Gedanken beschäftigt gewesen, um noch klar und logisch handeln zu können. Die Betreuung durch den Pfarrer war zu flüchtig gewesen. Vielleicht hatten wir den Anstoß dazu gegeben, dass sie endgültig den Verstand verloren hatte.

»John, das ist ja schlimm…«

Jetzt wusste ich, dass Harry Stahl ebenso fühlte wie ich. Aber der Anfang war gemacht, wir konnten uns keinen Rückzieher mehr erlauben, es musste weitergehen.

Harry hatte den Auftrag angenommen, den Körper zu finden, der zum Schädel gehörte, und ich war davon überzeugt, dass uns Elena den Weg zeigen konnte.

An ihrer Bewegung merkte ich, was sie vorhatte. Sie wollte zum Kopf ihrer Mutter, und ich sah keinen Grund, es ihr nicht zu erlauben.

Nur blieb ich an ihrer Seite. Sie ging mit kleinen, zaghaften Schritten, obwohl es sie sicherlich drängte, an das Ziel zu gelangen.

Dann weinte sie.

Ein Damm war gebrochen, die seelische Barriere hatte den Widerstand aufgegeben, und die Tränen rannen aus ihren Augen. Sie strömten über die kalte, schmutzige Haut der Wangen, und der gesamte Körper bebte in meinem Griff. Wir waren so nahe an den Kopf herangegangen, wie Elena es wollte.

Harry hatte sich zur Seite bewegt, um einen besseren Leuchtwinkel zu haben. Sein Ziel war das bleiche Gebein des Schädels, und das weiße Licht hinterließ auf dem gelblichen Gebein einen hellen Schimmer. Elena sank in die Knie.

Ich hielt sie dabei nicht zurück, ich führte sie nur und verhinderte, dass sie auf ihre Kniescheiben fiel. Wie eine andächtige Gläubige in der Kirche sich niederkniet, so sah es auch bei ihr aus, und die Arme, die sie erhoben und dabei angewinkelt hatte, sanken langsam nach vorn. Dabei streckte sie die Hände aus und legte die Innenflächen um den Totenschädel.

Sie umfasste und liebkoste ihn zugleich. Es musste für sie der Moment der Wahrheit sein, doch welche Gefühle genau sie durchtobten, das wussten wir nicht. So etwas war für Fremde überhaupt nicht zu ermessen, die nicht das durchgemacht hatten, was hinter ihr lag.

Es war ein Wiedersehen, wie wir es nicht für möglich gehalten hatten, und Harry fragte mich mit leiser Stimme, denn er wollte auf keinen Fall stören: »Was tun wir jetzt?«

»Noch warten.«

»Du bist gut.«

Ich deutete mit dem Zeigefinger auf Elenas Rücken. »Sie wird wissen, wie es weitergeht.«

»Okay.«

Auch mir war klar, dass sie hier nicht die ganze Nacht über knien konnte.

Der Schock der ersten Minuten war überwunden, das Unheimliche war zurückgewichen, aber noch immer war die Szene hier makaber genug.

Elenas Schluchzen und Flüstern erreichte die alten Mauern und wurden davon zurückgeworfen. Ihre Schulterblätter zuckten, aber wir sahen auch den Ruck, der durch ihren Körper ging, als hätte sie sich

zu einer Aktion entschlossen.
So war es auch, denn plötzlich verwandelte sich ein erneuter Ruck in eine Bewegung, und Elena stand auf.
Mit dem Schädel zwischen den Händen!
Ich ging einen Schritt zurück, denn ich wollte ihr nicht im Weg stehen.
Sie drehte sich um. Den Schädel der Mutter hielt sie in ihren Händen, und sie schaute gegen die Augen. Uns nahm sie gar nicht wahr. Wir waren für sie nicht existent. Jetzt zählte nur die nahe Verwandtschaft mit der zerstückelten Toten.
Mein Mitleid mit Elena steigerte sich. Ich konnte nur ahnen, was dieses schmächtige Mädchen durchgemacht hatte und auch noch durchmachen würde – jetzt, da sie endlich den Schädel gefunden hatte. Sie trug ihn vorsichtig, als bestünde er aus wertvollem Porzellan, und ich war sicher, dass sie sich auch in der absoluten Finsternis so bewegt hätte wie jetzt. Ihre Tritte waren zielsicher, wenn auch langsam. Sie wusste sehr genau, wo sie hingehen wollte, und wir taten nichts, um sie aufzuhalten.
Natürlich dachte ich einen Schritt weiter. Harry Stahl hatte den Auftrag erhalten, den Körper der zum Schädel gehörte, zu finden. Und Wilbur Scott hatte wahrscheinlich von Anfang an gewusst, das es der Schädel von Tabita Scott war. Ich kannte den Platz nicht, wo wir nach dem Körper suchen mussten, aber für mich gab es keinen Zweifel, dass Elena Bescheid wusste.
Sie ging davon.
Sie war wie ein Geist. Sie kümmerte sich um nichts. Als gespensterhafte Erscheinung durchschritt sie die Dunkelheit, begleitet von einem leisen Summen, das trotz ihrer geschlossenen Lippen zu hören war. Keine traurige Melodie, es war eher der Gesang eines Kindes, der einzig und allein der Mutter galt.
Und so ging sie weiter.
Sehr kleine Schritte machte sie, verfolgt vom Kegel der Lampe. Harry ließ ihn um die Beine der jungen Frau kreisen, als wollte er ihr leuchten, was nicht nötig gewesen wäre, denn ihren Weg fand sie von ganz allein.
Elena kannte hier jeden Fleck, jedes Hindernis, und sie überstieg sie mit etwas abgehackten Schritten und Bewegungen. Sie fand sich dabei wunderbar zurecht, und man sah ihr an, dass sie den Weg schon oft gegangen war.
Wo führte er hin?
Rechts und links begleiteten wir sie, und sie brachte uns in die unbekannten Teile der alten Ruine, wo die Reste noch nicht so zerstört waren und wir erkennen konnten, dass hier einmal große Räume den Menschen Platz geboten hatten.

Einige Mauern waren eingefallen und bildeten regelrechte Schuttwälle.

Andere standen noch, strömten einen kalten Geruch aus. Es gab auch Gänge hier.

In einen von ihnen führte uns die junge Frau.

Sie schritt dahin wie eine Schlafwandlerin, und als wir einbogen, da glaubte ich, in der Ferne – oder kam es mir nur so weit vor? – ein Licht zu sehen.

Das hatte auch Harry erkannt. Er löschte seine Stablampe. Wir hatten uns nicht geirrt.

Vor uns leuchtete ein Licht.

Eine Laterne, denn es bewegte sich, was daher rührte, dass der Wind in die Flamme fuhr und mit ihr spielte. Genau diese Flamme war das Ziel der jungen Frau mit dem Totenschädel.

Wir blieben hinter ihr und gingen nun auch sehr langsam, denn auf dem Boden lagen unzählige Steine, die Stolperfallen bildeten. Es war nicht so weit, wie ich gedacht hatte. Sehr schnell erkannten wir das Licht besser und sahen auch den hellen Kranz, der sich um das Zentrum gelegt hatte.

Er bildete die Insel, und er leuchtete das aus, was dicht unter der Kerze lag, denn sie selbst stand auf einem Stein, vergleichbar mit einem Altar.

»Ich glaube, John, wir sind gleich am Ziel«, hauchte Harry. »Das ist furchtbar, aber…«

»Pssst…«

Ich wollte nicht, dass Elena Scott bei ihrem Ritual gestört wurde, weil ich mir vorstellen konnte, dass sie gerade darauf so lange gewartet hatte.

Der Gang war relativ eng. Wir hätten Elena jedenfalls nicht einrahmen können, und so mussten wir an ihr vorbeischauen, um zu sehen, was sich im Schein der Kerzen befand.

Noch war es verschwommen, aber als Elena stehen blieb und sich hinkniete, da konnten wir endlich erkennen wohin sie gegangen war.

Vor ihr lag das Grab der Mutter!

***

So abgebrüht war ich nicht, als dass mir hier kein Schauer über den Rücken gelaufen wäre. Für einen Moment stockte mir der Atem, auch Harry ging die Szene nahe, denn ich hörte ihn leise stöhnen. Ich schob mich noch weiter vor, um einen besseren Blickwinkel zu haben, und was ich sah, war nicht nur makaber, es erinnerte mich auch unwillkürlich an die Schlüsselszene in dem Film »Psycho«, denn dort war es ähnlich gewesen.

Da hatte Norman Bates, der Sohn, seine Mutter im Keller aufbewahrt.

Hier war es die Tochter, und sie hatte für ihre kopflose Mutter ein regelrechtes Bett geschaffen.

Der schrecklich aussehende Leichnam lag auf fauligem Stroh, war aber eingerahmt von Blumen, von denen mehr als die Hälfte längst verblüht waren. Sie ließen die Köpfe hängen, sie passten sich der Herbst- und Totenstimmung an, und auch der Verwesungsgeruch hatte sich in der feuchten Kälte gehalten.

Ein Grab in der Ruine. Eine Tote ohne Kopf, umrahmt von verwelkten Blumen, die ebenfalls einen sehr fauligen Geruch abgaben, der sich zusätzlich auf unsere Atemwege legte.

Nein, es war nicht zu begreifen, was Elena hier tat. Wir mussten es akzeptieren, aber ich glaubte nicht so recht daran, dass sie noch alles nachvollziehen konnte. Ihr Verstand war einfach zu verwirrt, denn sie hatte sich zu sehr an ihre Mutter geklammert und wahrscheinlich nicht akzeptiert, dass sie tot war.

Auch jetzt noch nicht, da sie den Kopf mit beiden Händen hielt und über ihn hinweg mit dem Torso ihrer Mutter sprach, als wäre sie noch das Kind, das von der Mutter Trost erwartete.

Ja, sie war das Kind.

In diesem Augenblick verwandelte sie sich, denn auch ihre Stimme war anders geworden. Sie hatte einen hohen Klang angenommen, die einzelnen Worte waren längst nicht mehr so flüssig zusammengefügt. Elena sprach wie eine Achtjährige.

Ich konnte sie leider nicht verstehen, aber Harry Stahl sorgte für die Übersetzung. Er flüsterte mir die Worte ins Ohr, zu Elenas Worten etwas zeitversetzt, und er übersetzte zudem indirekt.

»Sie bedankt sich, sie freut sich, dass sie es geschafft hat, die Mutter wiederzuhaben. Sie ist der Meinung, dass jetzt alles gut ist.« Harry musste sich bei seiner Übersetzung mehrmals unterbrechen. Das Entsetzen zeichnete sich immer noch auf seinem Gesicht ab. Ihn nahm das alles sehr mit, nur mühsam bewahrte er die Beherrschung, aber er hörte hin und redete weiter.

»Sie will, dass alles wieder so wird wie früher. Sie will mit ihrer Mutter weggehen. Sie hat sie so vermisst. Sie war bei den Zigeunern, dort hat Elena sie gesucht, aber nicht gefunden, und die Zigeuner haben ihr gesagt, dass die Mutter nicht mehr lebt. Dass sie sich selbst getötet hat, was Elena nicht glauben wollte. Man hat ihr dann den Körper gezeigt, und sie hat ihn gestohlen, als sie von ihrem Vater geflohen war. Nur den Kopf hat sie nicht gefunden.«

Das alles entnahm Harry dem Selbstgespräch der Elena Scott, aber die große Frage, wer Tabita den Kopf abgeschlagen hatte, blieb nach wie vor ungeklärt.

»Weißt du nicht, wer Tabita geköpft hat?«

»Nein.«

»Aber er ist magisch beeinflusst. Der Schädel hat sich bei uns gemeldet, er hat sich sogar bewegt.«

»Ja, weiß ich.«

»Hast du eine Idee?«

»Nein.«

Elena war verstummt. Sie kniete noch immer vor dem Lager der Toten.

Den Kopf hielt sie gesenkt. Ihre Hände lagen nicht in meinem Blickfeld, aber in dieser Haltung sah sie aus wie eine Betende.

Ich schob mich so lautlos wie möglich näher an sie heran. Dicht hinter ihrem Rücken stoppte ich, und so konnte ich über ihren Kopf hinweg auf das Grab schauen und sah alles, denn das Licht der Kerze streute die Helligkeit nach unten.

Elena Scott hatte den blanken Totenschädel so an den Halsstumpf gelegt, dass es beim ersten flüchtigen Hinsehen aussah, als wären beide Teile wieder miteinander verbunden. Ich hatte zudem das Gefühl, dass sie sich der Hoffnung hingab, die Mutter wäre noch am Leben, denn sie streichelte mit beiden Händen die halb verweste Leiche, an deren Knochen noch dunkles Fleisch hing.

Ich schrak leicht zusammen, als Elena mit ihr sprach. Dabei nickte sie dem kahlen Totenschädel zu, als wollte sie so eine Antwort herausfordern.

Ich verstand nicht, was die Tochter der toten Mutter alles sagte, aber aus dem Tonfall konnte ich mir schon so einiges zusammenreimen. Es hörte sich an, als würde sie die Mutter um Schutz bitten. Sie sprach nie gleich, manchmal klang ihre Stimme überdreht, dann wieder etwas traurig. Sie lachte auch, sie klatschte in die Hände, das alles untermalt vom Klang der Kinder stimme.

Für mich war es ein furchtbares Bild, das ich nie im Leben vergessen würde. Manchmal hatte ich daran gedacht, nichts Neues mehr erleben zu können, das war in diesem Fall anders. Immer wieder erlebte ich diese und ähnliche Überraschungen, und mein Gefühlsleben schwebte zwischen Schock und Mitleid.

Wir mussten diesem Mädchen helfen, und wir konnten Elena auch nicht länger hier allein mit der Leiche leben lassen. Elena war wahnsinnig geworden, sie begriff überhaupt nicht mehr, wo sie sich eigentlich befand.

Wahrscheinlich dachte sie noch immer daran, ein Kind zu sein und unter dem Schutz der Mutter zu stehen.

Es war schlimm, sehr schlimm…

Harry trat dicht an mich heran, damit er in mein Ohr flüstern konnte.

»Sie will mit ihr spielen, John. Elena glaubt noch immer, ein Kind zu sein. Sie möchte mit der Mutter spazieren gehen und eine Bootsfahrt auf dem Fluss unternehmen.« Sein Mund verzerrte sich. »Verdammt

noch mal, was tun wir denn jetzt?«
»Sie muss hier weg.«
»Und wohin?«
»Zu Kabanek.«
»Ja«, murmelte der Detektiv, »das ist wohl die einzige Möglichkeit, die uns bleibt.«
»Eben.«
»Was ist, wenn sie sich wehrt?«
»Wir sind zu zweit, Harry.«
Er wischte durch sein Gesicht. »Verdammt noch mal, John, das gefällt mir gar nicht.«
»Mir auch nicht, wenn ich ehrlich sein soll. Aber ich weiß keine andere Möglichkeit.«
»Okay, versuchen wir es.«
Die vor uns kniende Elena Scott hatte ihre Haltung verändert und die Arme über die Leiche hinweggestreckt. Es sah so aus, als wollte sie den Kopf der Toten streicheln, und ihr Blick richtete sich direkt gegen die hässliche Knochenfratze.
Auch ich schaute noch einmal hin.
Die Augen »lebten«. Wieder einmal waren sie mit den dunklen Pupillen gefüllt, eingelagert in einer blassen Masse. Als ich dies sah, hatte ich das Gefühl, als würde die Leiche mir eine Botschaft oder auch eine Warnung aus dem Reich der Finsternis zusenden, dass ich mich zurückhalten sollte.
Ich wurde unsicher.
War es richtig, wenn ich Elena hier wegholte? Wenn ja, wie würde die tote Mutter reagieren?
Dass sie nicht mehr lebte, stand fest.
Nur steckte ihr Schädel voll mit einer fremden unheimlichen Kraft oder Magie, gegen die ich noch kein Mittel hatte. Mein Kreuz wollte ich nicht nehmen, es hätte den Schädel vielleicht zerstört. Ich wollte Rücksicht nehmen auf Elena Scott, denn so etwas konnte ihren Zustand noch verschlimmern.
Sie musste mich sehen, wie ich neben ihr stand, aber sie nahm mich nicht wahr. Ich war Luft für sie. Stattdessen griff sie nach den Blumen, sie bewegte dabei beide Hände zugleich, nahm sie links und rechts weg und drapierte sie vorsichtig auf die verweste Leiche der Mutter.
Elena war derartig in ihre Arbeit vertieft, dass sie mich nicht zur Kenntnis nahm. Sie schaute noch immer starr geradeaus über das Grab hinweg, und sie fing wieder an zu summen.
»Bitte…«
Das Summen verstummte. Dafür drang ein unwilliger Laut aus ihrem Mund.
Beim nächsten Versuch fasste ich härter zu. Meine Finger gruben sich

in ihre linke Schulter. Elena zuckte. Zumindest hatte ich etwas gespürt. Ihre Haltung veränderte sie trotzdem nicht, dafür aber schwieg sie. Ich hatte meine Hand auf der Schulter liegen gelassen, festigte den Griff, nahm auch die andere zu Hilfe und schob sie unter die Achselhöhle, wo ich den dicken Stoff des Mantels fühlte. Nur so konnte ich sie auf die Füße stellen.

Sie kam auch hoch.

Sehr schwerfällig, als hätte sie sich bewusst noch schwerer gemacht, als sie eigentlich war. Sie tat noch immer nichts, um mich davon abzuhalten, nur den Kopf hatte sie so weit gedreht, dass sie einen Blick auf die tote Mutter werfen konnte.

»Komm, Elena…«

Ich zog sie weg.

Das heißt, ich hatte es vor, aber in diesem Augenblick zerriss bei ihr der Bann.

Innerhalb einer Sekunde verwandelte sich die apathische Person in eine Furie. Sie schien von einem Stromstoß erfasst worden zu sein, sie riss den Mund weit auf, sie brüllte, und es hätte mich nicht gewundert, wenn sich ihre Haare in die Höhe gestellt hätten.

Das Brüllen tanzte durch den Gang, es dröhnte in meinen Ohren, es übertönte jedes andere Geräusch, es klang hoch, kreischend und völlig disharmonisch.

Brüllen, nur Brüllen – so brach es wie ein Strom aus ihr hervor, und ich schaffte es nicht mehr, sie zu halten, denn dieses Brüllen hatte ihr die nötige Kraft verliehen, um sich loszureißen. Endlich war sie frei, nutzte dies sofort aus und schlug wie wild mit den Armen um sich.

Eine Hand erwischte mich im Gesicht, fuhr daran entlang. Zwei spitze Fingernägel hinterließen unterhalb der Lippe rote Schrammen.

Elena aber war frei. Nichts anderes hatte sie gewollt, und sie ließ sich nicht aufhalten.

Harry versuchte es.

Sie schlug ihm ins Gesicht.

Er fluchte, als Elena an ihm vorbeihuschte und einen Vorsprung gewann.

Wir sahen sie als schattenhafte Gestalt in den Gang laufen, wo sie sehr rasch von der Dunkelheit verschluckt wurde. Harry schaltete seine Lampe ein und schickte den Strahl hinter ihr her.

Der lange Lichtfinger erwischte Elenas Rücken, aber er holte noch mehr aus der Dunkelheit hervor.

Zwei Personen.

Kabanek und Wilbur Scott!

In diesem Augenblick platzte so etwas wie eine Bombe. Alles ging blitzartig, die Ereignisse überschlugen sich, was mit Scotts wahnsinnigem Gelächter begann. Einen Augenblick später schon – er

lachte noch immer – handelte er.
Mit seiner Waffe schlug er auf den Pfarrer ein.
Scott erwischte den Kopf des Geistlichen in Stirnhöhe. Im Lichtstrahl der Lampe schien sich der Pfarrer noch einmal gegen das Schicksal aufbäumen zu wollen, denn für einen winzigen Moment stand er auf den Zehenspitzen, dann sank er zusammen.
Gleichzeitig hatte er von Scott noch einen Stoß erhalten, sodass er der heraneilenden Elena entgegenfiel, die nicht mehr ausweichen konnte und deshalb stolperte.
Sie schrie – und fiel nach vorn.
Genau dort wartete ihr Vater.
Mit einem widerlich-hässlichen Lachen fing er die fallende Tochter auf, hielt sie fest, zerrte sie nach links und drückte ihr brutal den Waffenlauf unter das Kinn. Für mich sah es im ersten Moment so aus, als wäre die Mündung in Elenas Mund verschwunden.
»Stehen bleiben!« brüllte uns Scott an. »Bleibt stehen, ihr Hundesöhne! Keine Bewegung!«
Ab jetzt waren die Karten neu verteilt.

***

Harry Stahl konnte nicht an sich halten. Er knirschte zuerst mit den Zähnen, dann gab er seinen Kommentar. »Ich hätte ihm eine Kugel in den Schädel schießen sollen! Bei Gott, ich hätte es wirklich tun sollen. Es ist zu spät!«
»Halt du dein Maul, Stahl, sei nur ruhig. Jetzt bestimme ich!« Scott lachte schrill. Er stand unter Dampf. Sein Adrenalinspiegel hatte den oberen Rand erreicht, beim geringsten Anlass konnte er jetzt durchdrehen und uns alle zusammenschießen.
Auch Elena hatte trotz ihres Zustands begriffen, in welch einer Gefahr sie steckte. Sie konnte nichts tun, sie war diesem Mann – ihrem Vater – auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, wie schon einmal, als er sie verkauft hatte.
Ich sah Harry Stahl an, dass er kaum noch ruhig bleiben konnte. Deshalb warnte ich ihn. »Lass es sein, Harry! Es ist nicht unsere Minute. Warte es ab!«
Er entspannte sich etwas.
Ich ließ Scott nicht aus den Augen. Wie einen toten Stock hielt er seine Tochter umklammert, die sich nicht rühren konnte, weil der Griff zu hart war.
Bewegungslos ließ sich die junge Frau mitschleifen, als ihr Vater vorging.
Er stand dicht vor dem Ziel, denn die Tochter befand sich in seiner Gewalt, und der Kopf seiner Frau lag ebenfalls nur wenige Schritte von ihm entfernt.

Stück für Stück überwand er die Distanz zu uns. »Zurück!« keuchte er.

»Geht weit zurück! Und Sie, Stahl, richten den Kegel der Lampe zu Boden! Macht schon!« schrie er, als Harry nicht sofort gehorchte. »Ich erschieße sie, es macht mir nichts aus, das solltet ihr wissen.«

Ja, das nahmen wir ihm ab. Wut knirschend befolgte Harry Stahl den Befehl.

Scott war zufrieden. Er kicherte. »Ich habe Elena. Ich werde sie behalten. Keiner wird sie mir mehr wegnehmen. Wir beide werden noch viele Geschäfte machen.«

»Wollen Sie Ihre Tochter wieder verkaufen?« fragte ich rau flüsternd.

»Reicht es Ihnen nicht, was Sie dem Mädchen damals angetan haben, Scott?«

»Was weißt du denn schon?«

»Genug!«

»Sie ist bares Geld, die Kleine. Es ist meine Rache gewesen, weil mich Tabita so schmählich im Stich gelassen hat. Aber jetzt habe ich sie wieder, beide habe ich zurück. Ich bin besser dran als zuvor. Elena wird keinen Schutz mehr haben, der verdammte Zigeunerfluch wird nicht mehr wirken, denn ich werde beide Teile zerstören, den Kopf und den Körper. Ich werde mein Leben endlich so führen, wie ich es mir vorgestellt habe.«

»Sie hatten den Kopf Ihrer Frau?«

»Ja, den hatte ich.«

»Wieso?«

»Ich habe ihn mitgenommen…«

Allmählich ging mir ein Licht auf. Wenn auch noch klein, aber immerhin.

»Mitgenommen? Wie…«

»Hör doch auf zu fragen!« schrie er und spie dabei aus. »Das weißt du!«

»Nein, das wissen wir nicht!«

»Ich habe sie geköpft. Ich habe sie geholt. Sie hatte sich bei den Zigeunern versteckt. Sie war böse geworden. In ihr steckte ein Geist, in ihr steckte eine furchtbare Kraft, die ich nur löschen konnte, indem ich sie zerstörte. Sie wollte mir durch ihre Kraft die Tochter wieder nehmen, aber das konnte ich einfach nicht zulassen. Ich musste sie vernichten. Nur so«, er schnappte nach Luft, »nur so ging es mir besser.«

»Dann nahmen Sie den Schädel mit? Warum?«

»Ja, ich nahm ihn mit, weil ich ihn immer bei mir und unter meiner Kontrolle haben wollte. Ich habe den Körper zerstören können, aber nicht den Geist. Beide hingen noch zusammen, und das konnte ich auf keinen Fall akzeptieren. Ich musste den Körper finden, aber das tat

jemand anderer für mich.«
»Stimmt.«
»Und damit habe ich gewonnen!« keuchte Scott. »Sie wird mir nichts mehr tun können, denn sie merkt, dass ich ihre geliebte Tochter in meiner Gewalt habe. Ich hatte nur den Kopf. Ich hielt ihn unter Kontrolle, es stand unentschieden zwischen uns. Jetzt ist alles anders. Ihr habt mich hingeführt zu meiner Kleinen, der verdammte Schädel wollte es nicht tun.«
Ich wusste nicht, wie ich diesen Menschen einschätzen sollte. Er war besessen, doch nicht von einem Dämon, sondern von seinem eigenen widerlichen Plan. Der hatte wie Säure in ihm gearbeitet und sein Gehirn zerfressen.
»Wie geht es weiter, Scott?«
»Erst vernichte ich Tabita. Die Zeit ist günstig, denn Kopf und Körper bilden beinahe wieder eine Einheit. Ich habe sie beide vor mir, ich kann sie zerstören, und wenn mir das gelingt…«
»Glauben Sie daran?«
»Ja.«
»Was macht Sie so sicher?«
Sein schrilles Lachen verursachte bei mir einen Schauder. »Das kann ich dir sagen. Ich habe die besten Helfer, die man sich vorstellen kann, nämlich euch. Der Detektiv und sein Freund. Sherlock Holmes und Doktor Watson. Während ich mit meinem Töchterchen hier warte, werdet ihr beide hingehen und den Torso ebenso zerstören wie den Kopf. Ich weiß, dass ihr die Mittel dazu besitzt. Ich habe mich sehr genau über diesen Harry Stahl erkundigt. Es ging das Gerücht, dass er eine besondere Waffe bei sich trägt. Sie sieht normal aus, aber ihr Inhalt besteht aus geweihten Silberkugeln, und damit werdet ihr schießen. Wer macht den Anfang – wer?«
Ich musste Scott zugestehen, dass er sich einen raffinierten Plan zurechtgelegt hatte. Dieser Mann würde seine Tochter trotz allem töten, wenn wir ihm nicht diesen »Gefallen« taten.
»Macht schon, verdammt! Ich warte nicht mehr lange!« Er trieb uns an, und ich schaute auf Harry.
Stahl schüttelte den Kopf.
Ich nickte.
Das hatte Scott gesehen. »Willst du es erledigen, Landsmann? Wie heißt du eigentlich?«
»John Sinclair.«
»Schön, du bist Schotte.« Meckernd lachte er. »Wie ich. Dann geh hin und mach sie fertig. Lass dir von Stahl die Kanone geben, schieß den Schädel in Stücke und den Körper auch!«
»Das brauche ich nicht, Mr. Scott. Ich bin selbst bewaffnet.«
»Ach.« Seine Augen funkelten überrascht. »Auch geweihte

Silberkugeln?«
Ich hob die Schultern. Es war mir einfach zu dumm, ihm eine Antwort zu geben. Stattdessen griff ich unter meine Jacke und holte sehr vorsichtig die Beretta hervor.
Scott nickte. »Gut. Du darfst schießen. Wenn du es hinter dich gebracht hast, wirst du die Kanone ebenso wegwerfen, wie Stahl dies mit seiner Waffe tut. Noch Fragen?«
»Später.«
Er amüsierte sich darüber, lachte, aber er tat mir nicht den Gefallen, seine Konzentration zu verlieren. Nach wie vor hing Elena in seinem Griff, ohne auch nur die Spur einer Chance zu haben. Ihre Augen waren verdreht, der Mund eine schiefe Zeichnung in ihrem Gesicht, und ich glaubte nicht daran, dass sie in ihrem Zustand alles mitbekam.
»Jetzt geh hin!«
Ich brauchte nicht weit zu gehen. Das Grab lag noch immer im Schein der Kerze, und das helle Licht fiel als fleckiges Muster über den Schädel und den Torso.
Ich spürte, wie sich in meinem Innern etwas zusammenzog. Es war der Magen, und ich dachte daran, dass etwas verdammt Schweres vor mir lag.
Natürlich war ich davon überzeugt, dass es eine Silberkugel schaffen konnte, wenn nicht, dann das Kreuz, aber sollte ich dem Mann tatsächlich alle Trümpfe in die Hand geben?
Ich schaute noch einmal zurück.
Er stand auf dem Fleck.
Mich sah er, aber die Leiche konnte er nicht deutlich erkennen. Dazu musste er näher herankommen, und darauf basierte mein Plan. Es war ein Risiko, das ich einging, doch schon oft hatte ich mit dem Feuer gespielt und gewonnen.
»Schieß endlich!«
Ich drehte mich noch etwas günstiger, um den Arm auszustrecken. Dabei zielte ich auf den Kopf, schaute in die dunklen Augen, in denen Leben war, denn dort manifestierte sich der alte Zigeunergeist.
Ich schoss.
Scott lachte.
Ich schoss noch einmal.
Wieder lachte Scott.
»Reicht dass?«
»Weg mit der Waffe!«
Ich schleuderte die Beretta zur Seite. Sie klirrte gegen das alte Gestein.
Sofort fuhr Scott den Detektiv an, das Gleiche zu tun. Auch Harry warf die Waffe fort.
»Gut, sehr gut«, sagte Scott und trat näher. Ich sah ihn nicht, ich

hörte ihn. Er wollte sich überzeugen, was mit seiner Frau passiert war, und er schob auch Elena weiter. Noch traute er dem Frieden nicht. Ich hörte sein Keuchen lauter werden, konnte mir deshalb ausrechnen, wann er mich erreicht haben würde und die Wahrheit erkannte.

Ich schielte nach rechts.

Dort malte sich bereits sein Schatten an der Wand ab. Zwei Schritte noch, dann standen er und Elena mit mir zusammen auf einer Höhe, und es würde sich zeigen, ob ich Recht behielt oder nicht.

Wieder schleiften die Füße über den Boden. Gleichzeitig hörte ich Elenas leise Stimme. »Mummy ist da.«

Scott lachte. »Mummy ist in der Hölle. Du wirst es gleich sehen, Kleines!«

Jetzt war er da.

Er stierte nach vorn.

Er sah den Schädel, den Körper, er begriff noch nicht richtig, glotzte mich an, sein Mund öffnete sich zu einer Frage, und genau in diesem Augenblick passierte es.

Da schnellte der Schädel blitzartig hoch, und ebenso rasch reagierte auch ich…

***

Meine Hand traf seinen rechten Arm. Er war abgelenkt und innerlich nicht mehr so stark darauf eingestellt, seine Tochter zu halten. Sein Reflex des Abdrückens würde sich verzögern, genau darauf hatte ich gebaut.

Meine Hand rammte die Waffe zur Seite. Ich wuchtete den eigenen Körper gegen Elena, die aus der unmittelbaren Gefahrenzone trudelte und in die Knie sank.

Was mit ihr geschah, sah ich nicht mehr, denn etwas anderes nahm meine Aufmerksamkeit gefangen.

Es war der Schädel!

Was die Zigeuner ihm durch ihre Magie eingepflanzt hatten, war mir unbekannt. Jedenfalls hatte ich wohl das Richtige getan, als ich neben ihn geschossen hatte, denn nun hatte er sein eigentliches Opfer gefunden.

Es war Wilbur Scott. Die kräftigen Zähne hatten ihn erwischt. Wie kleine Messer bohrten sie sich ins Fleisch seiner Kehle, und ich sah den Ruck, als der Schädel noch einmal zubiss.

Scott gurgelte. Er verschluckte sich an seinem eigenen Blut, sank in die Knie, fiel auf den Rücken, als er von dem Schädel noch einmal einen Biss erhielt.

Dann kippte der Totenkopf zur Seite, er gab Harry und mir den Blick auf die Kehle des Mannes frei.

Was bei dieser schlechten Beleuchtung schwarz aussah, war in

Wirklichkeit rot.

Das Blut strömte aus einer breiten Wunde, und wir wussten beide, dass kein Arzt der Welt diesem Mann mehr helfen konnte.

Wir schwiegen, aber wir hörten eine Stimme. Fern, trotzdem nah, denn sie drang aus dem blutverschmierten Maul des Schädels.

»Endlich Frieden…«

Schluss, vorbei – ein hartes Knacken, Reißen und Knirschen. Vor unseren Augen zerfiel der Schädel in zahlreiche Fragmente und blieb als bleiches Gebein liegen.

Die Kerze ließen wir brennen, als ich Elena Scott aus dem Gang schaffte, während sich Harry Stahl um dennoch immer bewusstlosen Pfarrer Kabanek kümmerte, der von Scott gezwungen worden sein musste, ihm den Weg zur Ruine zu zeigen…

***

Wir hatten noch einige alte Decken gefunden, saßen draußen im Dunst und hatten die Decken um die Körper des Mädchens und des Pfarrers gelegt. Kabanek war wieder zu sich gekommen. Er hatte noch immer schwer mit den Folgen des Schlags zu kämpfen, war aber so weit fit, dass er unserem Bericht geistig folgen konnte.

Was passiert war, konnte er kaum fassen, aber er musste es akzeptieren, und er weinte schließlich, als er hörte, dass es die böse Macht nicht mehr gab.

Er wollte auch keine Erklärung hören, sondern dachte schon an die Zukunft. Sie hatte für ihn einen Namen.

Elena Scott!

Das Mädchen hatte sich an ihn gelehnt. Es hielt die Augen geschlossen, und keiner von uns wusste, ob es schlief oder nicht. »Es ist meine Christenpflicht, mich um Elena zu kümmern und alles zu versuchen, dass sie irgendwann wieder ein normales Leben führen kann. Mit Gottes und meiner Hilfe wird mir dies hoffentlich gelingen.«

»Wir wünschen es Ihnen«, sagte ich.

»Aber ob ich es schaffe, ist fraglich.«

Harry räusperte sich und zog unsere Aufmerksamkeit auf sich. »Ich möchte nicht falsch verstanden werden«, sagte er, »aber ich weiß, dass vor Ihnen eine wahnsinnige Aufgabe liegt. Mit Geld kann man sie nicht lösen, aber ich hoffe, dass Ihnen Geld helfen wird, andere Probleme zu lösen, die auf Sie und Elena zukommen werden. Hier, nehmen Sie!« Er griff in die Tasche und holte sein Honorar hervor. Dem überraschten Pfarrer drückte er es in die Hand.

»Aber – aber – wieso soll ich…«

»Bitte, ich könnte nicht glücklich damit werden.«

Kabanek schaute mich an.

Als ich nickte, steckte er das Geld zögernd ein. »Ich werde es in

Elenas Sinn verwenden, das verspreche ich.«

»Nichts anderes haben wir erwartet, Herr Pfarrer«, erwiderte ich.

Mit einer väterlichen Geste strich der Geistliche über das Haar der jungen Frau.

Da wussten wir, dass wir genau das Richtige getan hatten…

ENDE